Missionsblatt

für

Kinder.

Zweiter Jahrgang, 1843.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.

Stuttgart,

in Commission der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Missionsblatt

für

Kinder.



Jahrgang 1843.

Nro. I. Januar.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.

Stuttgart,

in Comm. der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung.



Geschichte der Hannah Kilpin.

In Indien ist es früherhin öfter geschehen, daß Mütter ihre Kinder den Krokodilen hinwarfen, und dann meinten, sie hätten ein Gott gefälliges Werk gethan. Aber auch außerdem gehen gar viele kleine Kinder zu Grund, die von ihren Müttern ausgesetzt, in der Hungersnoth verlassen, oder auf den Pilgerreisen zu fernen Götzentempeln, wenn die Mütter an Cholera und andern Krankheiten sterben, als Waisen zurückgelassen werden. Die armen Kinder! Selten sorgt Jemand für sie, denn das Heidenthum ist in der Regel hartherzig; und nur, wenn etwa gerade ein Missionar in der Nähe ist, kann es geschehen, daß so einem verlassenen Kinde das Leben gerettet wird. In den Waisenschulen zu Burdwan, Benares, Agra und anderen Orten haben die Missionare vielen solchen Kindern ein Unterkommen verschafft, und geben sich Mühe, sie zu brauchbaren Bürgern der sichtbaren und der unsichtbaren Welt zu erziehen. Von einem dieser Kinder will ich euch heute erzählen.

Im Monat Juni 1836 lag in der Nähe der Stadt Vizagapatam in Ostindien unter dem Schatten eines hohen Kokosnußbaumes ein kleines krankes Mädchen. Ihr hättet ihm gleich an seiner schwarzen Haut angesehen, daß es ein Hindukind war, und die Kleine schien etwa fünf Jahre alt zu seyn. Sie hatte kaum einen

Lumpen, um sich zu bedecken, und ihre Haut war über abgezehrte Knochen gespannt. Der heftige Regen, der unaufhörlich herabströmte, schien das schwächliche Geschöpf hinwegschwemmen zu wollen. Keine mitleidige Mutter kam, um die Kleine in eine behagliche Heimath zu führen, und ihr Arznei und Speise zu geben. Viele Leute giengen vorbei, als sie unter dem Baume lag, aber Niemand erbarmte sich über das verlassene Kind.

Armes kleines Mädchen! Wie mühselig mußt du diese traurigen Stunden und diese erste lange Nacht hingebracht haben! Und dann gieng noch ein Tag und noch eine lange Nacht dahin, und immer kam noch keine Speise, noch keine Hilfe.

Am zweiten Tage war ein anderes kleines Mädchen vorüber gegangen. Vielleicht dachte dieses an die arme Kleine unter dem Baum, als es Abends seinen Reis aß, und sich auf seine Matte niederlegte. Am dritten Tage, als das Mädchen wieder zu dem Baume kam, sah es die kleine Waise immer noch da liegen, gieng aber dießmal nicht vorbei, sondern trat zu ihr hin, hob sie vom Boden auf, und führte sie in seine Hütte. Die Mutter des kleinen Mädchens gab dem verschmachteten Kind ein wenig Reis und ein altes Kleid, aber mehr konnte sie nicht für dasselbe thun, denn sie war selbst sehr arm. Sie sagte: „Was kann ich thun? ich, eine arme Wittwe, bin nicht einmal im Stande, meine eigenen Kinder zu versorgen; warum bringt man mir noch ein Kind dazu?“

Als die arme Wittwe so jammerte, sagte ein alter Mann, der dabei stand: „Gebt mir das Kind, ich will

es zu Porter bringen." Er führte es in ein Haus, wo viele kleine Mädchen versammelt waren; diese waren vielleicht einst auch eben so übel daran gewesen, aber jetzt hatten sie Nahrung und Kleidung; sie hatten lesen und arbeiten, und schöne Lieder singen gelernt. Gütige Freunde liebkosten sie, und liebe Gesichter lächelten ihnen zu, und sanfte Stimmen sagten ihnen von der Liebe Jesu, und beteten mit ihnen Tag für Tag. Wer waren diese gütigen Freunde? Es waren Missionare, Herr und Frau Porter, aus England nach Indien herüber gekommen, um den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Sie nahmen die kleine Verlassene auf; verschafften ihr Nahrung, Kleidung und Pflege, und gaben ihr den Namen Hannah Kilpin.

Wie wohl muß es der kleinen Hannah in ihrer neuen Heimath gewesen seyn! Eines Morgens aber, nachdem sie etwa eine Woche lang da gewesen war, geschah etwas, das sie sehr erschreckte. Sie kam die Treppe hinauf zu Herrn und Frau Porter und weinte bitterlich. Sie war ganz kalt vor Schrecken, legte ihren kleinen Kopf der Frau Porter auf den Schooß, nahm sie an der Hand und sagte: „nicht gehen, nicht gehen!" Dann gieng sie zu Herrn Porter, umfaßte seine Kniee, und rief, indem die Thränen über ihre Wangen herab rollten: „nicht gehen, nicht gehen! Jener Mann ist nicht mein Vater: er gibt mir nichts als Schläge mit seinem großen Stecken, keinen Reis, kein Kleid. O Madam, nicht gehen mit diesem Mann!"

Frau Porter ging die Treppe hinab, um zu sehen, wer ihr Kind so erschreckt hatte. Es war ein böser

Mann, dem Hannah entlaufen war, als sie unter dem Baume lag. Er hatte ihren Zufluchtsort aufgefunden und war in großer Wuth gekommen, um sie wieder mit fort zu nehmen. Er war aber nicht ihr Vater, und hatte durchaus kein Recht, sie hinweg zu schleppen. Frau Porter hatte Muth und Geist; sie schaffte den Mann alsbald aus dem Haus, und sagte ihm, wenn er sich wieder sehen lasse, so werde er auf die Polizei geschickt. Wie froh war die kleine Hannah, als sie sich wieder sicher wußte!

Erst einige Zeit nachher wurde Frau Porter mit Hannah's Geschichte bekannt. Das ging also zu. Frau Porter hatte eine Katze mit einem Jungen, welches der kleinen Hannah große Freude machte. Eines Tages wurde das junge Kätzchen aus dem Hause geschafft. Hannah saß bei ihrer Pflegemutter und sagte: „warum schickt Madam das kleine Kätzchen fort? Wie wird das Thierchen nach seiner Mutter schreien, und wie wird die Mutter nach seinem Jungen schreien!“ — „Aber Hannah,“ sagte Frau Porter, „du weinst ja auch nicht nach deiner Mutter.“ — „O nein,“ erwiederte sie, „ich habe keine Mutter und keinen Vater, sie sind schon lange, lange todt.“ — „Wer war denn deine Mutter, Hannah?“ fragte die Pflegemutter weiter, „und an was starb sie?“ — „Ich weiß den Ort nicht, er ist weit von hier,“ sagte Hannah, und erzählte hierauf in gebrochenem Englisch ihre Geschichte: „Meine Mutter war eine kleine „Frau, mein Vater ein alter Mann, und er schlug seine „Frau sehr; er gab ihr keinen Reis, nur von dem Was„ser, in dem der Reis gekocht, kein Curry; so starb sie

„bald, und ich weinte viel. Als meine Mutter todt „war, hatte mein Vater Niemand, um ihm Reis zu „kochen; er verließ seinen Wohnort, wußte den rechten „Weg nicht, hatte keinen Reis, wurde krank, und bald „war er todt. Er war ein sehr alter Mann, und als „er starb, wurde mein kleiner Bruder krank, und dann „weinte ich sehr, und dachte, ich will auch sterben. So „legte ich mich unter einen Baum, und Jemand hob „mich auf, und brachte mich zu jenem Mann, und er „bezahlte einen Thaler für mich, und er und sein Weib „schlugen mich sehr; so lief ich davon, und ein alter „Mann brachte mich dann zu meiner Pflegemutter."

Ihr sehet hieraus, liebe Kinder, daß das kleine Waisenmädchen mehr als einmal unter einem Baume lag, um da zu sterben; aber ihr himmlischer Vater sah mit Erbarmen auf sie herab; und als Vater und Mutter sie verlassen hatten, nahm Er sie auf und machte sie zu Seinem Kinde.

Obgleich nun Herr und Frau Porter sich alle Mühe gaben, die kleine Hannah glücklich zu machen, konnten sie doch die übeln Folgen der grausamen Behandlung nicht vertilgen, die sie von jenem schlimmen Mann, der sie nach dem Tod ihres Vaters kaufte, hatte erfahren müssen. Er hatte ihr kaum etwas zu essen gegeben, so daß sie, als sie kam, wie ein Gerippe aussah; und als man ihr etwas gesottenes Geflügel gab, war sie so hungrig, daß sie auch die Knochen mit verzehrte. Das war aber nicht Alles: sie war vom Kopf bis zu den Füßen mit Schwielen bedeckt. Von einem glühenden Stecken, den man aus dem Feuer genommen hatte, um

sie zu schlagen, hatte sie eine große schwarze Narbe. Ihr Rücken war von den Schlägen und Mißhandlungen ganz aufgelaufen, und eine große Geschwulst hatte sich darauf gebildet. Sie hatte viel zu leiden, war aber sehr geduldig, und dankte ihren Pflegeeltern für alle Güte auf die rührendste Weise. Frau Porter nahm sie in ihr Zimmer, und legte sie auf ein Ruhebett, und gab ihr zu essen, wie einem kleinen Lämmchen, ein paar Löffel voll Suppe oder Arrowroot, wie sie es eben ertragen konnte. Eines Tages kam ein Hindu in's Zimmer und sagte: „o Madam, ich bin sehr froh, zu sehen, daß das Kind hier ist. Lassen Sie es ja nicht wieder fort, Madam!“ Hierauf erzählte er der Frau Porter, wie der alte Gebieter des armen Kindes und ein böses Weib dasselbe zu schlagen pflegten, und es schwere Lasten tragen ließen, und wie er selbst mit angesehen, daß das Weib in einem Anfall von Wuth das Kind mit aller Macht zur Thüre hinaus warf; und als er zu ihnen sagte: „das ist doch zu arg! was hat denn das Kind gethan? Ihr werdet es umbringen!“ antworteten sie blos: „was liegt daran!“

Als Hannah einige Zeit lang in der Waisenschule gewesen war, bekam Frau Porter selbst ein Kind. Hannah saß neben der Lehrerin und weinte. Man fragte sie, warum sie weine. Sie antwortete: „Frau Porter hat ein eigenes Kind, wie kann sie nun mich auch noch lieben?“ Frau Porter wußte davon nichts; aber ein paar Tage nachher ließ sie einige von den Kindern in ihr Zimmer kommen, um ihnen das Kindlein zu zeigen, und während sie es betrachteten, nahm sie die kleine

Hannah auf ihre Kniee, und fing an, mit ihr zu reden. Das arme Waisenmädchen brach abermals in Thränen aus, und als eine ihrer Gespielinnen sie fragte, warum sie weine, erwiederte sie: „o ich bin zu glücklich! Frau Porter hat ein eigenes Kind, und liebt mich doch noch!" — Arme kleine Hannah! Sie hatte viele rauhe Worte und zornige Blicke bekommen; aber sie hatte kaum gewußt, wie süß es ist, geliebt zu werden, bis sie zu ihrer Pflegemutter kam. Sie verlangte nicht, daß Frau Porter ihr eigenes Kind nicht lieben solle; aber sie wünschte eben auch geliebt zu seyn. Bald fand sie indessen, daß das Herz ihrer gütigen Freundin weit genug war für Beide.

Von ihrer ersten schweren Krankheit erholte sich Hannah ein wenig und lernte arbeiten und lesen und viele Lieder hersagen. Sie hatte eine liebliche Stimme und sang gern. Ihr Herz schien frühzeitig von der Liebe Jesu ergriffen zu seyn. Eines Tages, in ihrer ersten Krankheit, fragte man sie, ob sie denke, wieder besser zu werden; sie antwortete: „nein, aber ich werde in den Himmel gehen." — „Und was wirst du denn thun, wenn du dorthin kommst, Hannah?" — „Ich will zu Jesus gehen und zu ihm sagen:

Sanfter Jesus, mild und lind,
Blicke auf ein kleines Kind,
Meiner Einfalt dich erbarm',
Nimm mich, HErr, in Deinen Arm!"

Als sie besser geworden war, hatte einmal Frau Porter mit den Kindern folgende Unterredung:

Frau Porter. Wenn ihr ein kleines Mädchen sähet, das etwas Reis und Pisang nähme, um es dem Götzen Amora zu opfern, was würdet ihr zu ihm sagen?

Ein Mädchen. Ich würde sagen: „gehe nicht! bete JEsum an!"

Fr. P. Aber vielleicht würde das kleine Mädchen zu dir sagen, sie wisse nicht, wie man es mache; was würdest du darauf erwiedern?

Das Mädchen. Ich würde ihr sagen, sie solle Jesum bitten, daß er sie beten lehre.

Fr. P. Aber vielleicht würde sie sagen, sie sey nicht so keck; was würdest du ihr erwiedern, Hannah?"

Hannah wartete eine Minute, und dann sagte sie, indem ihr Thränen aus ihren sanften, schönen Augen strömten: „ich würde sagen: fürchte dich nicht! Jesus hat gesagt: lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." — Dieß war einer ihrer Lieblingssprüche. Ein anderer war: „Gott ist die Liebe." Wenn Frau Porter sie fragte, ob sie Jesum lieb habe, so rollten gewöhnlich Thränen über ihre Wangen herab, und sie sagte: „ja, Madam, sehr viel."

Im Sept. 1839 wurde Hannah abermals sehr krank. Ihr Husten war so schlimm und ihr Athem so kurz, daß sie ihr Haupt nicht zum Schlafen niederlegen konnte. Zuweilen konnte sie ein wenig schlafen, wenn sie ihren Kopf auf der Schulter eines andern Mädchens ruhen ließ. Sie hatten sie Alle lieb. Manchmal gab es ordentlich Streit unter ihnen, wer zu Hannah gehen und

bei ihr sitzen dürfe. Frau Porter dachte, eine kleine Luftveränderung möchte ihr vielleicht gut thun, und schickte sie auf acht Tage zu einer christlichen Hindufrau, die das Mädchen sehr lieb hatte. Hannah weinte, als sie Herrn und Frau Porter und ihre lieben Gespielinnen verließ; aber es fiel ihnen nicht ein, daß sie sie nicht wieder sehen würden. Sie schien sich sehr zu erholen, und am zweiten Sonntag sagte sie zu der guten alten Frau: „Amma, es geht mir heute besser; ich will in die Kirche gehen.“ — „Nein Hannah, heute nicht, du bist zu schwach.“ — „Doch, Amma; ich will etwas Brod und Käse essen, und mich schlafen legen, und dann in die Kirche gehen. Ich bin so gerne in der Kirche und beim Gesang.“ Amma gab ihr etwas Brod und Käse, und zum erstenmal seit drei Monaten legte sie ihr Haupt nieder, um zu schlafen. Die gute Frau sorgte für Stille im Hause, und war froh, daß das Kind so ruhig schlief. Die kleine Hannah schlief wirklich; aber es war der Schlaf des Todes. Sie war in Jesu entschlafen. Sie ging zwar diesen Nachmittag nicht in die Kirche, um zu singen, wie sie gewünscht hatte, aber sie ging in den Himmel, um dort am Gesang besserer Lieder Theil zu nehmen.

Noch viele andere Waisenkinder in Indien, wie die kleine Hannah, könnten gerettet und unterrichtet werden, wenn mehr Missionare ausgeschickt, und mehr Geldbeiträge gegeben würden, um die Waisenschulen zu unterstützen. Vielleicht werden auch die Kinder, welche diese

Geschichte lesen, einen Versuch machen, etwas für diese armen Waisen zu thun. Wenn sie ihre Eltern oder Lehrer fragen, werden sie leicht erfahren können, wie man das anzugreifen hat. Um sie dazu zu ermuntern, setze ich noch ein Lied her, das ein Hindu-Waisenknabe in der Waisenanstalt in Benares, Namens Thomas, im vorigen Jahr in hindostanischer Sprache gedichtet hat, und das im gleichen Versmaaß möglichst getreu in's Deutsche übersetzt worden ist. Es lautet also:

Gib mir den heil'gen Geist, o Gott!
Zu preisen Dich, Herr Zebaoth!
Gib mir ein neues Herz, fortan
Zu wandeln treu auf Deiner Bahn!

O HErr! mein Gott! ich bitte Dich,
Neig' her Dein Ohr und höre mich!
Gib reichlich Gnade mir und Licht,
Daß ich einst schau' Dein Angesicht.

Der Erde Völker sich erfreu'n
In Gott, denn Er ist Gott allein;
Sie preisen Den mit lautem Ruf,
Der durch den Sohn die Welten schuf.

Ach aber, Gott, erzeig' mir Huld!
Gib Licht mir, daß ich meine Schuld,
Die große, ungeheu're, seh',
Und um Vergebung zu Dir fleh'.

Viel tausend Dank und Preis sey Dir!
Dein heilig Wort, HErr, gabst Du mir,
Das Deinen Sohn mich lieben lehrt,
Daß ich durch Ihn dort selig werd'.

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

N a c h r i c h t.

Dieses Missionsblatt für Kinder erscheint in monathlichen Heften von je 12 Seiten in kl. 8. mit farbigem Umschlag geheftet, mit Abbildungen. Preis des Jahrgangs 18 Kreuzer. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden:

in Stuttgart bei Karl Kübler, Calwerstraße Nr. 56, und bei J. F. Steinkopf;
Basel bei J. G. Bahnmaier und F. Schneider;
Berlin — Wohlgemuths Buchhandlung;
Bern — Carl Büterich-Gaudard;
Dresden — J. C. Naumann;
Elberfeld — W. Hassel;
Gütersloh — Alexander Vogt;
Hamburg — J. G. Oncken und bei E. W. Schuback;
Nürnberg — J. Ph. Raw'sche Buchhandlung;
Straßburg — G. Rhein;
Zürich — Franz Hanke,

so wie überhaupt bei allen guten Buchhandlungen, die übrigens das Recht haben, einen erhöhten Preis zu fordern.

Außerdem erscheinen bei uns folgende Missionsblätter:

Das Calwer Missionsblatt, alle 14 Tage ein halber Bogen in 4. mit einem Holzschnitt. Preis des Jahrgangs 30 kr.

Beleuchtungen der Missionssache. Eine Beilage zu dem Calwer Missionsblatt. Jeden Monath ein halber Bogen in 4. Dieses Blatt wird nicht ohne das Calwer Missionsblatt abgegeben. Preis des Jahrgangs 15 kr.

Monathsblätter für öffentliche Missionsstunden. Jeden Monath 1 Bogen in 8. Preis des Jahrgangs 48 kr.

Vereinsbuchhandlung in Calw.



Zu Hilfe den armen Heiden!

Da sehet ihr ein Bild des Heidenthums, liebe Kinder; einen lahmen Menschen, der von einem Blinden geführt wird. Wenn nun freilich der Lahme sehend wäre, so könnte er das Auge des Blinden seyn, wie der Blinde dem Lahmen Arm und Fuß leiht; aber der Lahme ist leider auch blind, und so ist ja kaum etwas Anderes zu erwarten, als daß sie beide mit einander in die Grube fallen werden. Zwar wird sie wohl der Hund, welcher das Bild des Gewissens ist, durch sein Bellen warnen, wenn sie etwa im Begriff sind, in einen Graben, oder über einen Felsenrand hinab zu stürzen; aber es wird vielleicht zu spät seyn, oder sie werden seine Warnung mißverstehen, weil er sich nicht in arti-

kulirten Lauten ausdrücken kann; gleichwie das Gewissen eines Heiden, der kein Wort Gottes hat, ihm nicht deutlich sagen kann, was er thun soll, nur etwa ihn beunruhigen, wenn er etwas Schlechtes thun will, also gleichsam nur in unartikulirten Lauten mit ihm sprechen. Die Bahn aber, welche die Beiden mit einander gehen, der Lahme und sein blinder Führer, die Heiden und ihre blinden Leiter, Götzenpriester, Brahminen, Zauberer u. dgl., hört jedenfalls an einem schroffen Felsenrande auf, über den es in eine schauerliche Tiefe hinunter geht. Täglich stürzen Tausende von Heiden da hinab, weil ihnen nie ein Sehender in den Weg gestanden ist, und sie gewarnt und auf die rechte Bahn geführt hat. Sollte es uns denn nicht zu Herzen gehen, daß so viele unserer Mitmenschen ungewarnt und unberathen ihrem Verderben entgegen wanken? In dieser wasserarmen Zeit kam ich neulich an einem Brunnen vorbei, aus dem nicht mehr wie sonst ein voller, rascher Wasserstrahl heraussprang, sondern nur einzelne Tropfen schnell auf einander in den fast vertrockneten Brunnentrog herabfielen. Da fielen mir die Heiden ein. So oft ein Tropfen aus diesem Brunnenrohr fällt, so oft schwebt eine Heidenseele hinüber in die Ewigkeit, ohne Licht, ohne Leben, ohne Hoffnung. Jeden Tag sterben fünfzig- bis sechszigtausend unbekehrte Heiden. Und das ist unsere Schuld! Hätten wir ihnen das Evangelium gebracht, so hätten sie darin Licht und Stab gefunden, und auf dem Weg zur Seligkeit wandeln können. Da sehet nur den armen blinden Bettler in der Gasse, die in London längs des Themsestrandes zum Tower führt. Er hat um den

Hals ein Täfelchen hängen, worauf geschrieben steht: „Poor Blind“ (ein armer Blinder), und neben ihm sammelt sein Hund die Gaben der Barmherzigkeit ein. Dem



Knaben, der ihm grade einen Kupferpfennig in den Hut wirft, könnt ihr's gleich auf den ersten Blick ansehen, daß er selbst zu den Armen gehört; aber er hat doch gute Augen, und darum erbarmt er sich des Blinden, und sein Scherflein brennt ihn in der Tasche, bis es heraus ist. Das ist auch wieder ein Bild von den armen Heiden, für welche auch arme und kleine Kinder schon etwas thun können, wenn sie nur ernstlich wollen. Denn gesetzt, sie könnten nichts als beten für die Missionare und ihre Arbeit, so ist gerade das das Wichtigste, was man für sie thun kann; und wenn sich die Kinder recht ernstlich dazu vereinigten, mit einander für die

Ausbreitung des Reiches Gottes zu beten, so könnte an ihnen abermals in Erfüllung gehen, was im Psalm (ihr werdet wissen, in welchem) geschrieben steht, von der Macht, die aus dem Munde der Kinder bereitet ist. Allein Kinder können auch noch etwas mehr thun, wenn sie wollen. Sie haben etwa eine Sparbüchse, aus der sie ein Scherflein für die Missionssache nehmen und in die Missionskasse legen können, oder es gibt sonst Mittel und Wege, einen ehrlichen Kreuzer oder Pfennig für diesen Zweck aufzutreiben. In einer Missionsversammlung in Paris, die vor einigen Monathen gehalten wurde, hatte sich auch ein neunjähriger Knabe, der Sohn einer Wittwe, eingefunden. Er hatte gelernt, die heilige Schrift zu lesen, und hatte einen Eindruck von ihrem großen Werth; auch pflegte er seiner Mutter daraus vorzulesen, um sie in ihrer Krankheit damit zu laben. Als er in der Missionsversammlung den traurigen Zustand der Heiden schildern hörte, gieng es ihm sehr zu Herzen. Am andern Morgen las er seinen ganzen Geldvorrath zusammen, der nur aus wenigen Kupfermünzen bestand, die er durch Botenlaufen verdient hatte. Er nahm Alles, was er hatte, und brachte es dem Prediger, und sagte: „da bringe ich Geld, damit man den Heiden das Evangelium schicken kann.“ Der Prediger nahm es, und versprach, es zu besorgen. Der Knabe sagte, er hoffe, das Werk werde bald vollendet seyn, worauf aber der Prediger erwiederte, da sei noch viel zu thun. „Nun,“ fuhr der Knabe fort, „ich hoffe doch, es werde zu Stande kommen, ehe ich ein Mann werde.“ — Daran muß ich

leider zweifeln, antwortete der Prediger, „Nun gut," sagte der kleine Junge, „ich habe gestern Abend, ehe ich zu Bette gieng, gebetet, wenn das Werk nicht zu Stande komme, ehe ich ein Mann werde, so möchte Gott einen Missionar aus mir machen."

Einen solchen Sinn, liebe Kinder, möchte ich euch allen wünschen, dann würde wenigstens ein jedes sich umsehen und sich besinnen, und wenn ihm nichts einfiele, auch andere Leute fragen: „was kann denn ich für die armen Heiden thun?"

Ein Brief von einem Missionar an die Kinder in O. im Kanton Zürich.

Gnade und Friede mit euch, meine lieben Kinder! Ihr wisset, von wem und aus welchem Lande dieser Gruß zu euch kommt: es ist die Stimme eures Bruders, der im weit entlegenen Ostindien für euch Priesteramtes pflegt. Dieß sei euch genug von meinem Namen. Von dem Lande, in dem ich wohne, will ich euch dießmal Einiges erzählen; von den Einwohnern und ihren Gebräuchen ein andersmal, wann ich sie besser kennen gelernt habe.

Als wir im Oktober vorigen Jahres in dieses Land kamen, eilte die Regenzeit so eben ihrem Ende zu. Dieß war in zweierlei Hinsicht gut für uns: denn einmal waren die gewaltigen Regengüsse nicht mehr so häufig, und dann haben auch die Sonnenstrahlen in dieser Zeit keine so tödtende Kraft wie in der heißen. Wir drei Brüder sagten's oft zu einander, man habe die passendste Zeit für uns ausgelesen: denn als wir

unser liebes Basel verließen, war es ja eben die heißeste Zeit in Europa, und als wir in's Morgenland kamen, war dort die kalte. So war denn der schnelle Wechsel hinsichtlich der Hitze uns nicht so gar auffallend. Uebrigens steht man das erstemal auf diesem Boden wie Einer, der vom Traume erwacht. In den Monathen, wo in der Heimath Alles auf dem Felde dürr und öde wird, sehen wir in diesem Lande ringsum ein buntes Gemisch von Blüthen, Blättern und Früchten: wie merkwürdig ist es anzusehen, wenn dort auf einem Acker die Schnitter beschäftigt sind, während man auf einem andern pflügt und sä't, auf einem dritten die Saat aufgeht, auf einem vierten die Blüthe sich zeigt, und ein fünfter weiß zur Aernte wird! Welch einen wohlthuenden Anblick gewähren die mit Gras bedeckten Berge dem Auge des Fremdlings! Aber siehe da, kaum sind etliche Monathe dahin, so wird dieses bunte Gemisch auf den Feldern, so wird diese liebliche Grasdecke der Berge allmählig wie ein großer Vorhang aufgezogen. Welch eine graue Einöde! welch ein nackter Anblick! und dieses am auffallendsten in den Monathen April und Mai, wo im lieben Vaterland das Erdreich sich auf's Neue belebt. Mit fast unerträglicher Hitze sendet nun in diesen Monathen die Sonne ihre Strahlen in diesem Lande aus, so daß in den Mittagsstunden ein längeres und häufiges Verweilen an sumpfigen Plätzen, wo die Sonne ihre Strahlen ungehindert hinwirft, für den Neuling wo nicht den Tod, doch eine gefährliche Krankheit zur Folge haben könnte. Indessen ist es auch in dieser Zeit dem Auge vergönnt, manchen hübschen Garten zu bewundern, der durch täg-

liches Begießen grün erhalten wird, so wie manche schöne Bäume und Gesträuche, die, ohne irgend einen Tropfen Wasser zu bekommen, grün bleiben, blühen und Frucht tragen: denn Wochen, ja Monathe können vergehen, ohne daß ein Tropfen Wasser die lechzende Erde erquickte. Besonders häufig ist hier ein sehr stachlichtes Gewächs zu sehen, Cactus genannt. Bei uns in der Heimath wird diese Pflanze nur unter besonderer Pflege als Rarität in einem Blumentopfe wachsend gefunden; aber in Indien sehet ihr sie als ein schnell wucherndes Unkraut auch an den unfruchtbarsten Orten. Schneidet man z. B. in der Regenzeit ein solches Blatt ab, wirft es auf den nächsten besten Platz hin, und kommt nach etlichen Wochen wieder, so wird man gewahr, daß die zur Erde gekehrte Seite des Blatts bereits Wurzeln gewonnen hat, und die in die Höhe gerichtete Seite neue Blätter treibt, deren immer eins aus dem andern hervorwächst. Nicht selten findet ihr in diesem Lande Gärten, Häuser und Dörfer, nicht mit einer Mauer, wohl aber mit einer andern fast ebenso undurchdringlichen Schutzwehr umgeben, die von selbst zu einer Höhe von zehn bis zwanzig Fuß emporsteigt. Das sind die Reihen dieser Cactus, die auch in den wasserlosesten Gegenden dieses Landes zu Hecken und Zäunen benützt werden, weil sie fast gar keines tropfbar flüssigen Wassers zu ihrem Gedeihen bedürfen: denn das Wasser, das in Dampfform überall in der Luft enthalten ist, genügt völlig zur Erhaltung ihrer fleischigen saftigen Blätter. Wer ein solches Dickicht dieser stachlichten Blätter und Stämme mit rothen oder gelben Blüthen und

Früchten gesehen, oder durch nähere Berührung die zurückstoßende Gewalt dieser Pflanze erfahren hat, begreift wohl, daß ein solches Gehåge zu hinreichender Abwehr gegen feindliche Einbrüche dient: denn ihr Stich ist außerordentlich schmerzhaft und gefährlich, also daß auch die Heiden in ihren Büchern dessen erwähnen. Auf der Insel Malta, wo mir diese Pflanze ihrer Größe wegen das erstemal auffiel, gab uns ein englischer Offizier, den wir auf seinem Kriegsschiffe besuchten, beim Kommen und Gehen die linke Hand zum Zeichen der Freundschaft, zeigte aber die rechte Hand, die gut verbunden war, und sagte, er sei durch einen Cactusstachel verwundet worden und habe nicht geringe Schmerzen zu leiden. Dort auf Malta wird diese Pflanze in den Gärten gefunden, und wächst gewöhnlich an den Mauern hinauf, wie bei uns die Spalierbäume; ihre Frucht wird dort in großer Anzahl auf dem Markt zum Essen feil geboten. Will man aber diese Feigen essen, so muß man zuerst die Haut wegschneiden, und diese ist voll von kleinen fast unscheinbaren Stacheln, daß man sie erst, wenn man ihren schmerzhaften Stich erfahren hat, nach Würden zu respektiren weiß. Bei Br. W. aß ich jeden Morgen eine bis zwei solcher Feigen; zu einer dritten brachte ich's nicht, obgleich die Haut schon weg war und das Beispiel von Br. W. mich hätte ermuntern sollen; denn er hat bisweilen bei'm Kaffeetrinken sechs bis acht dieser Früchte mit wahrer Lust anstatt des Brodes gegessen. Ob diese Frucht auch in Indien genießbar ist, weiß ich noch nicht, habe zwar schon öfters nachgefragt, aber nichts Bestimmtes zur Antwort er-

halten. Daß die maltesischen milder, die indischen wilder sind, bezweifle ich nicht, weil jene in Gärten, diese aber im Freien wild wachsen. Ich mag aber mit Untersuchungen der Art keinen Anfang mehr machen: denn als ich auf meiner Reise zwischen Bombay und Burgorla in Harin Giftäpfel aß, wurde ich gewitzigt. Ich kam nämlich kaum mit dem Leben davon, und seitdem verhalte ich mich darin sehr bescheiden.

Die Waldbäume sowohl als die Gartenbäume in dieser Gegend sind ganz und gar anders als die bei uns, wiewohl um Bedhigerry her auf acht bis zwölf Stunden in die Runde kein eigentlicher Wald sich zeigt, so daß Brennholz sowohl als Bauholz etwas theuer ist. Mit ersterem aber wissen sich die Leute zu helfen, indem sie Kuhmist sammeln, an der Sonne trocknen, und dann statt des Holzes zum Kochen verwenden. Es ist deßwegen hier das tägliche Geschäft vieler Weiber, Morgens und Abends auf den Feldern, wo das Vieh weidet, solche Vorräthe zu sammeln. — Nur eine Art von Waizen, Flachs, Erdäpfel, die von Europäern gepflanzt werden, und Trauben, die man in den Gärten findet, erinnern an die Früchte in unserem Vaterland; die übrigen Früchte sind von diesen sehr verschieden.

Die Häuser hier sind sehr einfach. Man mischt Erde mit Wasser, streicht Ziegel oder Backsteine davon, läßt sie an der Sonne trocknen, und bringt sie dann auf den Bauplatz. Statt des Kalks und Sandes nimmt man Wasser mit Erde gemengt, und so baut man ein Haus von Koth. Ist das Haus etwa zehn bis zwölf Fuß hoch, so werden Balken darüber gelegt, auf diese

werden Bambusstäbe gebunden, einer an dem andern; auf diese wird eine Art von Gesträuch gebunden, und oben auf das Gesträuch eine Lage von Erde einen halben Fuß dick, und das ist das Dach. Wo es Steine gibt, werden auch diese, wie bei uns, benützt. Der Kalk ist hier sehr theuer, obgleich es in der ganzen Gegend Kalksteine genug giebt. Auch das Holz ist ein theurer Artikel.

In solchen Kothhütten, die ich auch schon an den Ufern des Nils in Afrika sah, wohnt das Volk, zu dem mich der HErr gesendet hat. Es ist ein armes, leichtgläubiges, wankelmüthiges und schwaches Volk, jedem Sinnenreiz preisgegeben, und liebt deßhalb auch äußere Pracht, besonders bei religiösen Gebräuchen, z. B. bei den Processionen, die viel Aehnlichkeit mit den Processionen der Katholiken haben. Da trägt man irgend ein Götzenbild im Dorfe herum unter Trommeln und Pfeifen und mit vielen Lichtern. Heuchelei, Schmeichelei, Verstellung, Falschheit, Fleischeslust, Habsucht und dergleichen Sünden sind unter diesem Volke so zu Hause, daß sie kaum als etwas Unanständiges betrachtet werden. Obgleich die armen Leute bei diesem Allem ein unersättliches Bedürfniß in sich fühlen, das nimmermehr durch irdische Dinge befriedigt werden kann, so reicht eben ihr natürlicher Verstand bei weitem nicht hin, um ihnen ihren eigentlichen Mangel aufzudecken und zu heben. Daß dieses Geschlecht seinen innern Schaden fühlt und ihn zu heilen sucht, beweisen die vielen Götzen und Götzendienste, die Wallfahrten und Selbstbüßungen. Aber die Götzen veralten, und die Völker sterben in ihren Sünden: denn ihren Schaden

heilt weder Kraut noch Pflaster, sondern allein das Wort Gottes. O möchten sie es doch bald erkennen, daß wir dazu gesandt sind, ihnen Gottes Wort, das Wort von der Versöhnung, zu verkündigen! Indessen Viele merken es bereits, namentlich unsere Kinder hier, deren nun 230 in unsere Schulen kommen.

Noch recht wohl erinnere ich mich, daß drei Kinder in O. mir kleine Briefe an die Heidenkinder mitgaben, so wie auch etwa 3 Gulden Geld. Die Briefe habe ich in die Sprache der Kinder übersetzt, und ihnen in der Schule laut und deutlich vorgelesen. Mit dem Gelde machten wir ihnen vor etwa einem Monath eine große Freude, indem wir ihnen nach überstandener Prüfung kleine Büchlein und etliche Bogen Schreibpapier schenkten, was noch etwas mehr gekostet hat, als eure Geldgabe. Für jetzt lassen euch die lieben Kinder viele Salam (Grüße) sagen, später werden sie euch auch ein kleines Brieflein senden. Die Kinder lernen sehr fleißig und haben viel Liebe zu uns und unsern Büchern, die sie in der Schule und zu Hause lesen. Im Kreise dieser Kleinen ist mir wohl. Wenn ich unter ihnen sitze, oder wenn ich im Dorfe herum gehe, und sich dann nicht selten eine Schaar von ihnen um mich her sammelt, erinnere ich mich oft der Worte unseres Heilandes: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Gott gebe, daß die zarten Pflanzen nicht verderbt werden, daß in ihre weichen Herzen hinein kein anderes Bild sich präge, als das unsers Heilands!

Im August feiern die Kinder ein großes Fest, bei welchem sie bis jetzt den Götzen gefröhnt haben. Dieß=

mal werden wir Alle sammt und sonders an diesem Tage die Brüder in Malasamudra besuchen. Da müssen wir dann freilich sehen, daß wir den Kleinen etwas Obst geben können. Sie freuen sich schon jetzt darauf, und fragen oft: „wann werden wir mit euch nach Malasamudra gehen?"

Ich muß schließen; das nächste Mal von den Götzen und Irrlehren dieses Volks, und so der HErr will, von den großen Thaten des ewigen Gottes.



Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Missionar Moffat in Südafrika.

Ich bringe euch dießmal eine Abbildung von der Missionskirche in Grahamstown in Südafrika, denn von diesem Lande will ich euch heute erzählen. Ein englischer Missionar, Hr. Moffat, der mehr als 20 Jahre in jener Gegend arbeitete, ist vor 2 Jahren auf Besuch nach England gekommen, und hat von seinen Erfahrungen Mancherlei erzählt, ja sogar ein ganzes Buch voll geschrieben, und davon sollt ihr nun auch etwas erfahren.

Im Anfang, als Hr. Moffat noch ein junger Mann war, arbeitete er in Gesellschaft des Missionars Ebner aus Berlin; als aber Hr. Ebner diese Station verließ, stand er ganz allein, und hatte weder Freund, noch Bruder, noch Rathgeber. Er befand sich unter fremden und wilden Leuten in einer unfruchtbaren und elenden Gegend, wo es nicht einmal genug Wasser gab, um den Boden anzubauen, wo er weder Brod, noch Früchte, noch Gemüse bekommen konnte; und da seine jährliche Besoldung sich nur auf 300 fl. belief, so konnte er auch Nichts von der Capstadt kommen lassen. Seine Speise war manchmal Fleisch ohne Salz, manchmal Milch, manchmal beides, manchmal konnte er keines von beiden bekommen. Er hatte oft ziemlich lange Fastenzeit, so daß er sich einen Riemen fest um den Leib schnüren mußte, um das Nagen des Hungers weniger zu em-

pfinden. Zuweilen nahm er nach dem Morgengottesdienst seine Flinte auf die Schulter, und ging das Thal hinab, oder den Berg hinauf, um ein Wildbrät zu finden, kam aber eben so leer wieder zurück, als er gegangen war, und hielt seinem Volke die Nachmittagspredigt.

Auch in Kleidern war er sehr herabgekommen; da er bei seiner Abreise aus England noch nicht ausgewachsen war, so wurden die Kleider, die er von London mitbrachte, zu eng, und giengen bald in Stücke. Wäscherinnen gab's dort keine, überhaupt nichts, was dem Waschen und Bügeln (Plätten) ähnlich sah. Das Bügeln probirte er einmal selbst, wie er mit folgenden Worten erzählt: „Meine liebe alte Mutter, die uns vor Unfug an den langen Winterabenden verwahren wollte, lehrte mich nähen und stricken, und wenn ich ihr vorhielt, ich habe im Sinn, ein Mann zu werden, nicht ein Weib, so pflegte sie zu sagen: „„Junge, du kannst nicht wissen, wohin dich dein Loos führen wird.““ Sie hatte recht, denn ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, die Nadel zu gebrauchen. Ich erinnere mich, daß sie mir einmal zeigte, wie man ein Hemd glatt machen könne, indem man es ordentlich zusammenlegt, und mit einem Stück Holz darauf schlägt. Eines Tages fiel mir ein, ich möchte doch gern auf den Sonntag ein hübsches Hemd haben; ich faltete also eines zusammen, legte es nicht auf einen glatten Herdstein, sondern auf feinen Granit, und hämmerte alles Ernstes darauf los. Afrikaner kam gerade herbei und fragte: „„was machst du da?““ „„Ich glätte mein Hemd,““ er-

wiederte ich. „„„Das ist eine eigene Manier,““ sagte er. So war's auch: denn als ich es in die Höhe hielt und durchsah, war es voll Löcher, einige so groß als die Spitze meines Fingers. Als ich das Land verließ, hatte ich kein halb Dutzend Hemden mehr mit zwei Aermeln.“

Seine Einsamkeit und seine Entbehrungen veranlaßten den guten Mann oft, sich selbst genau zu prüfen, ob er denn auch wirklich den Willen Gottes thue, wobei er sich aber damit beruhigte, daß er ja nicht auf eigene Faust gegangen, sondern gesendet worden sey. Von seinen Empfindungen zu der Zeit sagt er: „Ich pflegte mein Herz vor dem HErrn auszuschütten mitten unter den Granitfelsen, welche die Station umgeben. Bald herrschte der Kummer, bald die Freude vor; und mehr als einmal nahm ich meine Violine, die einst dem Missionar Christian Albrecht gehörte, lehnte mich an eine der gewaltigen Felsmassen, und spielte und sang in der Stille des Abends das Lieblingslied meiner Mutter:

Wach auf, mein Herz, in freud'gen Weisen
Den großen Heiland laut zu preisen ꝛc.“

Herr Moffat begann seine Missionsarbeit damit, daß er Morgen= und Abendgottesdienst hielt, und drei bis vier Stunden täglich in der Schule zubrachte. Bald erfreute ihn die ernstliche Aufmerksamkeit des Häuptlings, der früher ein großer Räuberhauptmann und Mörder gewesen war, und von dem er Folgendes sagt: „Ich hätte eben so gut am Sonnenaufgang zweifeln

können als daran, daß Afrikaner jeden Gottesdienst regelmäßig besuchte. Oft saß er fast den ganzen lieben langen Tag unter dem Schatten eines großen Felsen, las in seinem Neuen Testament und verglich die Stellen mit einander. Manche Nacht saß er neben mir auf einem großen Stein an der Thür meiner Hütte, und sprach mit mir bis zur Morgendämmerung über die Schöpfung, Vorsehung, Erlösung und die Herrlichkeit der himmlischen Welt. Zuweilen drückte er die Hände an den Kopf und rief: „„„Ich habe genug gehört. Es ist mir, wie wenn mein Kopf zu klein wäre, und aufschwellen wollte von diesen großen Dingen.““ — In der That wurde Afrikaner wie ein anderer Mann, so freundlich und mild, einzig damit beschäftigt, Frieden zu stiften und Jedermann Gutes zu thun. Er unterstützte den Missionar in seinen Bemühungen, die Leute zur Reinlichkeit und Thätigkeit zu bringen, und Herr Moffat sagt: „Ihr hättet's nicht ohne Lächeln sehen können, wie ich und Afrikaner das Waschen von 120 Schulkindern an der Quelle beaufsichtigten. Noch schwerer hielt es, die Kinder dahin zu bringen, daß sie ihre fettigen, schmutzigen Karosse von Schaffell wuschen; endlich aber ließen sie sich auch dazu bewegen, und gestanden nachher ein, sie könnten jetzt viel besser schlafen, weil jetzt ihre Felle von der zahlreichen Gesellschaft, die sonst darin zu logiren pflegte, gesäubert seyen.“

Auch der stolze Titus, der Bruder des Häuptlings, zeigte große Anhänglichkeit an Hrn. Moffat, obgleich er kein Christ wurde. Er kam oft in das Haus Gottes, oder saß mit seinem Bruder die ganze Nacht vor Moffat's

Thüre und hörte dem Gespräch zu, blos weil er dachte, es könnte dem Missionar Freude machen. Oft kam er zu Hrn. Moffat's Hütte, und fragte ihn, was er für ihn thun könne; oder wenn er sah, daß derselbe nichts zu essen hatte, gieng er hinaus, und schoß ihm ein Wildbrät zur Mahlzeit. Einmal auf der Reise gab er Herrn Moffat sein einziges Pferd, weil es für ihn sicherer sey zum Reiten als ein Ochse. Kurz, es schien, als würde er mit Freuden auch sein Leben für den Missionar zum Opfer bringen.

Von der großen Hitze und dem beständigen Fleisch- und Milchessen bekam Herr Moffat das Gallenfieber. Afrikaner wachte bei seinem Krankenlager, und weinte über ihn, denn er dachte nicht, daß er sich wieder erholen würde. Aber zu seiner großen Freude ward sein Freund wieder gesund.

Nach einiger Zeit entschloßen sich Herr Moffat und Afrikaner auf die Reise zu geben, und einen besseren Platz zu einer Missionsstation aufzusuchen, da es ihnen hier so sehr an Wasser fehlte. Allein der Wagen war gebrochen, und wer sollte ihn ausbessern? Herr Moffat hatte nie das Schmidehandwerk gelernt; aber er hatte zuweilen den Schmiden in der Capstadt zugesehen, und es geht nichts über's Probiren. Zwei große Ziegen waren geschlachtet worden, und aus ihren Häuten versuchte er einen Blasbalg zu machen. Das ganze Volk stand um ihn her, um den neugebackenen Blasbalg blasen zu sehen. Er wünschte sie weit genug hinweg, denn er fürchtete, er möchte sich mit dem ersten Stück Eisen die Finger verbrennen, und dann vielleicht zum Gelächter

werden. Indessen kam er doch damit zu Stande: die Wagenräder wurden zum Verwundern ausgebessert, und die Reisenden traten ihre Wanderschaft an. Außer Afrikaner giengen auch Titus und einige andere seiner Brüder, nebst 30 Mann, mit Hrn. Moffat, um ihn unterwegs zu schützen und zu versorgen. Ich kann mich nicht damit aufhalten, euch alle die Mühseligkeiten dieser Reise zu schildern; wie übel sie daran waren aus Mangel an Speise, und wie noch viel schlimmer aus Wassermangel. Sie konnten keinen passenden Platz für eine Missionsstation finden. Eines Tages, als sie auf ihrem Heimweg waren und furchtbaren Durst litten, sahen sie in einiger Entfernung einen kleinen Rauch und eilten auf die Stelle zu, um vielleicht etwas Wasser da anzutreffen. Sie fanden ein brennendes Feuer, und neben demselben ein armes altes Mütterchen. Ihre Söhne und Töchter hatten sie da liegen lassen, damit sie vollends absterbe. Ihr könnet euch wohl denken, daß man sich der armen Verlassenen so gut als möglich annahm.

Nachdem sie von ihrer erfolglosen und gefährlichen Reise zurückgekommen waren, fieng Herr Moffat sein Predigen und Schulhalten wieder an. Zuweilen machte er kurze Predigtreisen durch die Dörfer umher, schlief auf Matten, und lebte von einem Schluck Milch oder Wasser, wie er eines oder das andere bekommen konnte. Nach einigen Monaten machte er sich abermals auf, um im Griqualande einen Niederlassungsort zu suchen. Zwei von Afrikaners Brüdern, David und Simon, sein Sohn Jonker und Jantye Vanderbyle machten die Reisegesellschaft aus. Sie hatten acht Pferde, jedes mit einer

Decke von Schaffellen, und ihre Speise war, was sie unterwegs schoßen. Oft mußten sie über steile Felsenpfade klettern, zuweilen auch ihren Weg erst durch's Gebüsch bahnen. Einmal in einer finstern Nacht wagten sie es nicht, ein Feuer anzuzünden, aus Furcht, sich dadurch den räuberischen Buschmännern zu verrathen. Der Wind war kalt, und sie hatten ihre Karosse den Pferden geliehen. Um sich zu erwärmen, machte Herr Moffat eine lange Grube in den Sand, und begrub sich selbst darin, so daß blos noch der Kopf hervorsah. Bald fühlte er sich sehr behaglich, und redete einem seiner Gefährten zu, es ebenso zu machen. „Aber was fangen wir dann an," sagte der Mann, „wenn ein Löwe kommt?" — „Wir sind sicher," erwiederte Hr. Moffat, „denn er wird keine Köpfe essen, wenn er ganze Leiber haben kann" (er meinte die Pferde). Und so schliefen beide ganz behaglich ein.

Oft tranken sie, wenn es Wasser gab, so viel als sie konnten, um sich dadurch des Hungers zu erwehren. Eines Tages trank Hr. Moffat in vollen Zügen von einem Wasser, das vergiftet worden war, um wilde Thiere damit zu tödten. Als die armen Leute diesen Umstand gewahr wurden, erwarteten sie, ihn todt niederfallen zu sehen. Er fühlte sich auch wirklich sehr schwindelig und übel, kam aber wieder zurecht, indem er eine große Menge reinen Wassers trank.

Einmal in der Nacht schliefen sie in einigen alten Hütten. Sie hörten Töne, welche euch, ihr kleinen Leser, das Schlafen wohl vertrieben haben würden, das Heulen der Hyäne, das Bellen des Schakals, das

Schnauben des Nashorns. Einer von den Männern sagte: „Jetzt fehlt nur noch das Brüllen des Löwen, um die Musik der Wüste vollständig zu machen.“ Sie hatten auch das oft genug gehört, aber gerade in dieser Nacht nicht. Ein anderesmal in der Nacht, nachdem sie zwei Tage lang gefastet hatten, vermißten Hr. Moffat und Vanderbyle ihre drei Reisegefährten. Sie gaben ein Zeichen mit einem Flintenschuß; aber es kam keine Antwort. Sie schoßen noch einmal; aber rings umher herrschte das düstere Schweigen der Wüste. Sie feuerten zum drittenmal und bekamen Antwort — von einem Löwen, der ganz in ihrer Nähe war. Eilig bestiegen sie ihre Pferde und drangen durch die Finsterniß vorwärts. Abermals ließ das schreckliche Brüllen des Löwen von Fels zu Fels sein Echo erschallen. Ihre Pferde waren zu müd, um schneller als im Schritt gehen, und sie waren zu durstig, um laut reden zu können, und so setzten sie stundenlang ihren langsamen und schweigenden Marsch fort. Endlich stiegen sie ab, rauchten eine Pfeife, um den Durst ein wenig zu vertreiben, legten den Kopf auf den Sattel und schliefen ein. Als sie Morgens aufwachten, waren sie sprachlos vor Durst, ihre Augen entzündet, und ihr ganzer Leib brennend wie eine Kohle. Hr. Moffat kletterte an einem Hügel hinauf, wo es sonst Wasser gegeben hatte; aber dießmal war keines da. Als er zufällig hustete, sammelten sich plötzlich gegen hundert große Paviane um ihn her, grinzend, grunzend und drohend. Er hielt sie sich mit seiner Flinte vom Leibe, gab aber kein Feuer, „denn,“ sagte er, „wenn ich einen verwundet hätte, so wäre mir in

fünf Minuten die Haut abgezogen gewesen." Unverletzt kam er von ihnen hinweg. Hierauf sattelten er und Jantye ihre Pferde, und setzten, bald zu Fuß, bald reitend, ihren trostlosen Weg fort. Ihr Kopf war so erhitzt, als wäre er mit brennenden Kohlen bedeckt, und zuweilen waren sie froh, ihn in einen alten Ameisenhaufen zu stecken, um ein wenig gegen die Sonne geschützt zu seyn. Jantye kam fast von Sinnen. Spät Nachmittags erreichten sie einen Pfuhl schmutzigen Wassers. So dick und schlammig es auch war, tranken doch sie und ihre Rosse gierig von demselben. Dann setzten sie ihre Reise fort, und waren bald wieder so durstig wie vorher. Spät in der Nacht erreichten sie Griquastadt, und suchten das Haus des Missionars Anderson auf. Dieser war sammt seiner Frau sehr erstaunt, Hrn. Moffat zu sehen, und zwar in einem solchen Zustand. Er konnte nicht reden, sondern gab nur durch Zeichen zu verstehen, daß er zu trinken begehre. Frau Anderson machte ihm eine Tasse Kaffee, und gab ihm etwas zu essen, was ihm seit drei Tagen nicht mehr vorgekommen war. Nach einer angenehmen Nachtruhe erwachte er Morgens so frisch, wie wenn er nie eine Wüste gesehen oder ihren Durst empfunden hätte. Nach wenigen Tagen kamen auch ihre verlorenen Reisegefährten wieder zu ihnen.

Auch die Heimreise war nicht ohne Mühseligkeiten. Einmal in einer finstern Nacht waren sie einem äußerst heftigen Sturm ausgesetzt; dennoch bewahrte Gott ihren Ausgang und ihren Eingang, und sie kamen wohlbehalten wieder nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menschenfamilie.

(Nach dem Englischen.)

Gott hat dem Negervolk
Ein schwarz Gesicht verlieh'n,
Und breitete sein Land ihm aus,
Wo heiß die Tage glüh'n.
Gelb hat dem Hindukinde dort
Die Wangen Er gefärbt,
Und kupferroth den Stamm gemalt,
Deß Land kein Sohn beerbt.

Von schön'rem weiß'rem Thon
Hat Er mein Bild gemacht;
Doch, bin ich darum mehr denn sie
Vor Seinem Aug' geacht't?
Nein, was ich denke, was ich thu',
Wird in Sein Buch notirt;
Er sieht nur darauf, ob mein Herz
Die rechte Farbe führt.

Nicht nach der Wangen Roth,
Das doch so schnell erblaßt,
Nein, nach der Seele Reinheit wird
Das Urtheil einst gefaßt:
Und zornig würde auf mich seh'n
Des Richters Majestät,
Wenn meines Bruders dunklern Teint
Ich je verachtet hätt'.

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Ich denke, ihr seid es noch nicht müde, von den Erfahrungen und Arbeiten des lieben Mannes erzählen zu hören, mit dem ich euch das letzte Mal bekannt gemacht habe. Und so höret denn an:

Da Afrikaner wegen seiner früheren Räubereien vogelfrei war, so durfte er es nicht wagen, weit von Hause weg zu gehen, um die Sachen, die er für seine Leute brauchte, einzuhandeln. Nun fiel es Hrn. Moffat ein, ob es nicht das Beste wäre, wenn er ihn mitnähme zu dem Gouverneur in der Capstadt, und ließe ihn dort wieder zu Gnaden aufnehmen. Afrikaner war sehr betroffen bei diesem Vorschlag. Er blickte Herrn Moffat lange an, und sagte: „Ich habe geglaubt, du liebest mich; und kannst du mir rathen, zum Gouverneur zu gehen, damit ich aufgehenkt werde als ein Warnungszeichen der öffentlichen Gerechtigkeit? Weißt du nicht, daß ich ein Geächteter bin, und daß auf diesen armen Kopf ein Preis von 1000 Reichsthalern gesetzt ist?" — Indessen nach langer Ueberlegung und viel Gebet zu Gott entschloß er sich doch, den Rath seines Missionars anzunehmen und mit ihm zu gehen. Fast sein ganzes Volk gieng eine halbe Tagreise mit ihnen bis zu den Ufern des Oranieflusses, und nahm dann Abschied unter vielen Thränen.

Herr Moffat reiste, wie wenn er der vornehme Mann wäre, und Afrikaner sein Bedienter. Als sie zu den Grenzen der Kolonie kamen, waren die Bauern erstaunt, Herr Moffat wieder zu sehen. Afrikaner, im Wagen versteckt, ergötzte sich zuweilen daran, ihre Aeußerungen mit anzuhören. Ich will euch nur Eine solche Geschichte erzählen. Der Bauer wohnte auf einem Hügel. Herr Moffat stieg vom Wagen ab und gieng auf das Haus zu. Der Bauer kam den Hügel herab ihm entgegen. Herr Moffat streckte ihm die Hand hin, und sagte: „freut mich, Euch wieder zu sehen." Der Bauer legte seine Hand auf den Rücken und sagte mit einem ziemlich wilden Blick; „Wer sind Sie?" — „Ich bin Moffat; wundert mich, daß Ihr mich vergessen habt!" — „Moffat?" sagte der Bauer, „es ist sein Geist!" und drehte wieder um. „Ich bin kein Geist," sagte Herr Moffat. „Drei Schritt vom Leibe!" schrie der Bauer, „du bist schon längst von Afrikaner ermordet worden." — „Ich bin aber kein Geist," erwiederte Herr Moffat, und nahm ihn bei der Hand, um ihm zu zeigen, daß er Fleisch und Blut habe. Der erschrockene Bauer wollte aber noch nicht nachgeben, und sagte: „Jedermann behauptet, Sie seyen ermordet, und ein Mann hat mir erzählt, er habe Ihre Gebeine gesehen." Endlich wagte er es, ihm die zitternde Hand zu reichen mit den Worten: „Wann sind Sie von den Todten auferstanden?" — Hierauf giengen sie mit einander hinab zu dem Wagen, und redeten von Afrikaner. Herr Moffat sagte: „der ist nun ein recht wackerer Mann geworden." Das kam dem Bauern noch viel unglaub-

licher vor. Unterdessen waren sie zu Afrikaner gekommen, der ausgestiegen war und lächelnd zu ihren Füßen saß. Natürlich wußte der Bauer nicht, wer es war, und sagte endlich: „Nun gut, wenn das wahr ist, was Sie sagen, so habe ich nur noch Einen Wunsch, und der ist: ihn einmal zu sehen, ehe ich sterbe; und wann Sie zurück kommen, werde ich mit Ihnen gehen, ob er mir gleich meinen eigenen Oheim umgebracht hat.“ — Herr Moffat wußte, daß der Bauer ein guter freundlicher Mann war, und scheute sich daher nicht, ihm zu sagen: „nun, da ist Afrikaner!“ Der Bauer sprang zurück und schrie: „Bist du Afrikaner?“ Der gute alte Häuptling stand auf, nahm seinen alten Hut ab, machte eine höfliche Verbeugung, und sagte: „ich bin's.“ Als nun der Bauer sah, daß der Wilde wirklich so zahm geworden war wie ein Lamm, hob er seine Augen auf und rief: „O Gott, was für ein Wunder Deiner Macht! Was kann doch Deine Gnade zu Stande bringen!“

Der Gouverneur der Capcolonie, Lord Charles Somerset, wollte Herr Moffats Bericht auch nicht glauben; als er aber Afrikaner gesehen hatte, überzeugte er sich gleichfalls, und zum Beweis seiner freundlichen Gesinnung schenkte er ihm einen Wagen von mehr als 900 fl. Werth.

Wie froh waren alle die guten Leute in der Capstadt, Afrikaner zu sehen! Wie interessirte es sie, sein stark gebrauchtes Neues Testament zu betrachten, und sein frommes, verständiges Gespräch mit anzuhören! Auch Herr Prediger Campbell, der Südafrika zweimal durchreist hat, war gerade damals in der Capstadt,

und schrieb in sein Tagebuch: „Ich konnte nur mit Erstaunen die Umwandlung betrachten, welche die Gnade bei Afrikaner zu Stande gebracht hat, und sagte im Stillen: ist das der Mann, der weithin der Schrecken der afrikanischen Stämme gewesen ist, und mit dem zusammenzutreffen mir so bang war, als ich vor einigen Jahren hier reiste? Ist das der Mann, der unsere Missionsstation in Warmbad in Asche gelegt hat? Ist das der Mann, der nun JEsum Christum liebt, und um Seinetwillen auch uns?"

Afrikaner machte die Rückreise allein, und wurde nun selbst Prediger unter seinem Volk: denn Hr. Moffat hatte einen Ruf bekommen, als Missionar zu den Betschuanen zu gehen. Ein Jahr später, als er denken konnte, Herr Moffat werde nun Lattaku erreicht haben, machte Afrikaner in seinem Wagen die weite Reise in's Betschuanenland, um Herrn Moffat die Bücher und das übrige Gepäck zu bringen, das er seiner Sorgfalt anvertraut hatte. Der Weg gieng großentheils über eine Ebene von tiefem, brennendem Sand, und die Hin- und Herreise kostete ihn drei volle Monate. Dieß war der letzte thätige Beweis seiner Liebe zu dem Missionar. In Lattaku traf er auch wieder mit Hr. Campbell zusammen, und reiste mit ihm ein Hundert engl. Meilen in das Griqualand. Hier war Herr Campbell Zeuge von der Zusammenkunft Afrikaners und des bekehrten Griquahäuptlings Behrend. In ihrer heidnischen Zeit hatten diese beiden Häuptlinge manchen tödtlichen Kampf mit einander gefochten. Nun waren sie beide Christen. Sie fielen einander um den Hals, knieten an Einem

Stuhle nieder zum Gebet, und sangen mit einander ein Loblied auf ihren theuren Erlöser.

Im Jahr 1823, etwas mehr als zwei Jahre später, starb Afrikaner. Als er seinen Tod vor sich sah, rief er seine Leute zusammen, und ermahnte sie, im Frieden zu leben, wie es dem Evangelium gemäß sey. Er sagte: „Ich fühle, daß ich Gott lieb habe, und weiß, daß Er viel an mir gethan hat, dessen ich gänzlich unwerth bin. Mein früheres Leben ist mit Blut befleckt; aber JEsus Christus hat mir vergeben, und ich gehe in den Himmel." — Nach seinem Tode wurde auch sein Bruder, Titus Afrikaner, ein Christ. Die Gemeinde kam unter die Pflege der Methodistenmissionare.

Wollt ihr mit nach Lattaku, um Hr. Moffat auch dort aufzusuchen? Da drüben auf der andern Seite könnt ihr ihn sehen, wie er den Betschuanen predigt. Er erzählt es selbst mit folgenden Worten: „Als ich das Dorf erreichte, nachdem ich den ganzen Tag über einen rauhen, gestrüppigen Boden gereist, und viel zu Fuß gegangen war, fühlte ich mich zu nichts mehr tauglich, als sogleich hinzuliegen und zu schlafen. So wie ich jedoch das Dorf betrat, lief Alt und Jung zusammen, als ob sie ein großes Meerwunder sehen wollten. Ich wurde auf's freundlichste bewillkommt, und vor Mitternacht wollten die Leute gar nicht mehr auseinander. Als ich aus einem kurzen Schlaf erwachte, und mich in meiner Himmelbettlade aufrichtete, war ich erstaunt, eine Versammlung vor dem Wagen harren zu sehen; und so bald sie mich aufstehen sahen, liefen einige Personen hinweg, um in den verschiedenen Thei=


BAXTER Sc.

len des Dorfs mein Erwachen anzukündigen. Ich nahm mein Neues Testament und ein Gesangbuch, gab ein Lied an, las ein Kapitel und betete. Dann nahm ich den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt,“ und sprach darüber etwa eine Stunde lang. Es herrschte große Ordnung und tiefes Stillschweigen. Der Platz war mitten in dem Dorf, das aus Betschuana- und Korannahäusern und Viehhürden besteht. Einige der letzteren waren von Zugvieh, Schafen und Ziegen besetzt, während zahlreiche Heerden im Freien waideten. Von einer Seite kamen einige Personen her, die auf Ochsen ritten, von der andern näherten sich einige Fremdlinge mit Speeren und Schilden, die sie aber auf einen Wink augenblicklich ablegten. Zwei Milchmädchen, die ihre Kühe an Pfosten gebunden hatten, standen die ganze Zeit da mit ihren Melkkübeln in der Hand, als ob sie fürchteten, auch nur ein Sprüchlein zu verlieren. Nie vorher hatte ich eine so ernstliche Aufmerksamkeit beobachtet, und die Gesichter einiger Zuhörer ließen auf eine starke innere Anregung schließen. Die meisten der Leute waren Betschuanen, und unter den Koranna's gab es nur Wenige, die die Sprache nicht verstanden“.

Von den Gefahren, denen Hr. Moffat auf seinen Reisen ausgesetzt war, habt ihr schon das letztemal mancherlei gehört, und ihr werdet nichts dagegen haben, wenn euch Hr. Moffat heute noch etwas von den Löwen erzählt. Höret an:

„In diesen dürren, brennenden Landstrichen ist unser Leben oft durch die Löwen gefährdet worden, die so durstig sind als die Menschen, und darum, so gut als diese,

Brunnen und Bäche aufsuchen. Eines Abends hatten wir unser friedliches Lager in der Nähe des Wacflusses aufgeschlagen. Die Abendandacht war zu Ende, ich hatte das Buch noch in der Hand, und die letzten Töne unseres Loblieds hatten sich kaum in den Lüften verloren, als das Brüllen eines Löwen sich vernehmen ließ. Unsere Ochsen lagen ruhig neben uns, mit Wiederkäuen beschäftigt; kaum hörten sie aber das Geschrei, als sie über uns hinwegstürzten, unser Feuer austraten, und nach einem kleinen Thälchen flüchteten, während wir in eine Wolke von Rauch und Staub gehüllt zurück blieben. Hüte, Bibeln, Gesangbücher, Flinten, Küchengeräthe, Alles war in der größten Unordnung unter einander geworfen. Glücklicherweise aber hatte Niemand von uns Schaden genommen. Als Afrikaner, der damals noch in unserer Mitte war, sah, daß seine Leute sich weigerten, unsern flüchtigen Zugthieren in dem dunkeln Thale nachzulaufen, rief er: „Folget mir!“ und sprang hinaus in die Finsterniß, ein brennendes Holzscheit in der Hand. Seiner Entschlossenheit und Unerschrockenheit hatten wir's zu danken, daß wir endlich unsere Ochsen wieder zusammenbrachten. Der Schrecken dieser Thiere, wenn sie auch nur das Brüllen eines Löwen hören, ist so groß, daß sie, den Schwanz in die Höhe gestreckt, ohne Aufenthalt querfeldein rennen, und oft ganze Tage vergehen, ehe man sie wieder findet.“

„Die große Zahl der Löwen, welche diese Gegenden bewohnen, begreift sich leicht, wenn man sieht, wie dünn gesät die Bevölkerung ist; überdieß scheint auch das Land selbst zu nichts sich zu eignen, als zu einer Woh=

nung wilder Thiere. Die Eingebornen schleppen ihr elendes Daseyn mit Mühe dahin, sie nähren sich von dem Ertrag der Jagd und von wild wachsenden Wurzeln; ihr Leben ist ein beständiger Kampf um die einfachsten Lebensbedürfnisse. Wenn daher alte Leute nichts mehr erwerben können, läßt man sie in der Wüste liegen, nachdem man ihnen einen Krug mit Wasser und ein Stück Brod an die Seite gestellt hat. Wie oft habe ich auf meinen Wanderungen kleine, runde Einzäunungen von Pfählen wahrgenommen, in deren Mitte die Gebeine irgend eines Unglücklichen, den seine Kinder verlassen hatten, bleichten. „Was ist das?“ sagte ich eines Tages zu Afrikaner, indem ich auf eine solche Umzäunung deutete. „Das ist das Heidenthum,“ erwiederte er, und schilderte mir dann ausführlich diesen schrecklichen Gebrauch. Ich habe oft mit den Eingebornen darüber gehadert; aber sie lachten blos zu meinen Vorstellungen. Mehr als einmal gab ich einer ausgehungerten Mutter ein Stück Brod, und sah, wie sie es ihrem Kinde reichte, ob sie gleich wußte, daß einige Jahre später dieses nämliche Kind sie vielleicht unter den wilden Thieren sterben lassen würde!“

„Fort wieder zu den Löwen! Man hat schon eine Menge Anekdoten von ihnen erzählt, und doch sind noch unzählige Züge des Löwencharakters unbekannt. Gehen die Löwen in Gesellschaft auf die Jagd, so ist es immer der älteste, der sich der Beute zuerst nähert; ist er so glücklich, sich seines Schlachtopfers zu bemächtigen, so legt er sich länger als eine Viertelstunde auf die Seite, um auszuschnaufen. Fühlt er sich hinlänglich erholt,

so steht er auf und verzehrt den Bauch und die Brust seines Schlachtopfers. Denn das sind die Lieblingsstücke des Löwen. Hierauf streckt er sich abermals auf den Boden hin, ohne daß seine Gefährten oder seine Jungen die geringste Bewegung machen. Erst wann sein Hunger vollkommen gestillt ist, werfen sie sich auf die Beute, und reißen sie in Stücke. Ebenso, wenn ein junger Löwe auf der Jagd etwas erhascht hat, und ein alter Löwe kommt dazu, so zieht sich der junge zurück, bis der vornehmere seine Mahlzeit geendigt hat. Afrikaner selbst sagte, die Löwen hätten bessere Sitten als die Namacquas.

„Als wir eines Tages quer durch ein Thal zogen, bemerkten wir einen Baumstrunk, der von weitem einem Menschen ungemein ähnlich sah. Ein Eingeborner, dem wir begegneten, erzählte uns, er habe so eben die Bewegungen eines großen und schönen Löwen belauert. „Dieses Thier“, sagte er, lag im Gebüsch, und hatte seine Blicke auf den Baumstrunk gerichtet: auf einmal machte er einen Satz, und warf sich etwa zehen Schritte von der vermeintlichen Beute nieder. Dann stand er auf, beschnüffelte den Baum, und kehrte in den Schlupfwinkel zurück, aus dem er hervorgesprungen war. Er machte den nämlichen Satz noch einmal, bis es ihm gelang, mit einem einzigen Sprung die Taze auf den betrügerischen Gegenstand zu bringen.“ Der Löwe machte also eine Art von Exercitium oder Turnübung.

„Folgende Thatsache liefert ein erschreckendes Beispiel von den Gefahren, denen einzelne Wanderer ausgesetzt sind. Ein Mann, der zur Gemeinde des Missio=

nar Schmelen in Bethanien gehörte, gieng von einem Besuch bei seinen Freunden nach Hause zurück. Um nicht mit leeren Händen heim zu kommen, machte er einen Umweg an einer Quelle vorbei, wo er eine Gazelle anzutreffen hoffte. Die Sonne stand bereits ziemlich hoch, als er zu der Quelle kam; und da er kein Wildbrät gewahr wurde, stellte er seine Flinte auf den Abhang eines Felsen, der mit wildem Dorngesträuch bewachsen war, und ging, um sich an der Quelle zu erfrischen. Hierauf gieng er nach dem Felsen zurück, rauchte seine Pfeife und schlief ein. Die Sonnenhitze, von der Felsenwand zurückgeworfen, weckte ihn auf, und als er seine Augen öffnete, sah er einen Löwen zu seinen Füßen liegen, dessen funkelnde Blicke auf ihn gerichtet waren. Einige Augenblicke blieb er unbeweglich sitzen, bis er seine Geistesgegenwart wieder erlangt hatte. Dann warf er einen verstohlenen Blick auf seine Flinte, und fieng an, langsam die Hand auszustrecken; der Löwe aber, dem diese Bewegung nicht entgangen war, richtete den Kopf auf, und ließ ein furchtbares Brüllen hören. Der arme Mann versuchte zu wiederholten Malen seine Waffe zu ergreifen; aber jedesmal bedrohte ihn der zornige Löwe mit seiner Stimme. Die Lage des Hottentotten wurde immer bedenklicher. Der Fels, auf dem er saß, war so brennend heiß geworden, daß er seine nackten Füße kaum noch darauf leiden konnte. Der Tag und die Nacht vergiengen so, ohne daß der Löwe seinen Platz gewechselt hätte. Die Sonne erhob sich von neuem, und die Gluth ihrer Strahlen raubte den verbrannten Füßen bald alle Empfindung. Gegen die Mitte des

Tages erhob sich der Löwe und wandte sich nach der Quelle, drehte aber bei jedem Schritt den Kopf um, ob sein Gefangener keine Bewegung mache, und als er ihn die Hand erheben sah, war er gleich bereit, auf ihn loszuspringen. Das Thier kam hierauf zurück, und legte sich wieder auf seinen Platz. Abermals vergieng eine Nacht wie die vorhergehende, ohne daß der König der Wälder den Blick von seinem Schlachtopfer abgewendet hätte. Am folgenden Morgen erhob sich der Löwe, wie den Abend vorher, um seinen Durst an der Quelle zu stillen. Ein fernes Geschrei drang ihm in die Ohren. Er horchte, und verschwand hierauf im Gebüsch. Der Hottentot raffte sich auf's neue auf, ergriff seine Flinte, und versuchte aufzustehen; er fiel aber zurück: seine Knöchel hatten nicht mehr die Kraft, ihn zu tragen. Die Flinte in der Hand kroch er bis zum Rand der Quelle, und trank in langen Zügen. Hierauf betrachtete er seine Füße, und wurde gewahr, daß seine Zehen, wie er es nachher ausdrückte, gebraten waren. Er setzte sich, um die Rückkehr des Löwen zu erwarten, entschlossen, ihm den Inhalt seiner Flinte in den Schädel zu jagen; da er ihn aber nicht wieder kommen sah, kroch er auf allen Vieren zu dem nächsten Fußpfad, in der schwachen Hoffnung, einem Wanderer zu begegnen. Diese Hoffnung wurde jedoch nicht getäuscht: man brachte ihn an einen sichern Ort; aber er verlor seine Zehen, und hat nie wieder den vollen Gebrauch seiner Glieder erlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Die arabische Häuptlingstochter.



Im vorigen Sommer war Missionar Lieder mit seiner Frau aus Aegypten nach England gereist, und hatte sich dort einige Monate aufgehalten. Sie brachten die Tochter eines arabischen Häuptlings mit sich, welche in gerader Linie von dem Propheten Muhamed abstammt, der euch ja aus der Welt- und Kirchenge-

schichte bekannt ist. Frau Lieder zieht dieselbe auf zu einer Gehilfin in den ägyptischen Schulen, und hat sie deßwegen auch nach England mitgenommen, damit sie dort noch mehr lernen könne. Da drüben auf der andern Seite steht ihr Bildniß. Der kleine Knabe, den sie da bei sich hat, ist das Kind des Miss. Lieder. Er hat die türkische Kleidung an, die er in Aegypten trägt, weil sie dort bequemer ist, als die europäische. Sehet diese Häuptlingstochter einmal ernstlich an, und gebet ihr einen Segen mit auf ihren Lebensweg, das heißt: seufzet für sie zum HErrn JEsus, daß Er sie segne und zum Segen setze.

Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung.)

In der ersten Zeit seines Aufenthalts unter den Betschuanen hatte Herr Moffat nichts als Mühseligkeiten und Prüfungen zu erfahren. Diese hatten namentlich auch ihren Grund in der Wankelmüthigkeit der Königin Mahuto. Sie war freundlich nur so lange, als man ihr alles gab, was sie wünschte; und mußte man ihr etwas abschlagen, so redete sie ihrem Gemahl Motibi zu, streng gegen die Missionare zu seyn.

Oft war es für diese Arbeiter sehr schmerzlich, die heiligen Wahrheiten des Evangeliums vom Volk verlachen zu hören. Eines Tages hatte Herr Moffat mit einem Häuptling über die Macht Gottes geredet, der auch die Todten auferwecken könne. Der Häuptling erzählte alles wieder seinen Räthen, und fragte sie: „Habt ihr je solche Mährchen gehört?“ Sie brachen in

ein schallendes Gelächter aus, und der Häuptling bat Herr Moffat, er möchte doch nichts mehr von solchen Possen sagen, die Leute möchten ihn sonst für verrückt halten. Sie waren damals noch so stumpfsinnig, daß sie, nachdem der Missionar ihnen stundenlang von Gott vorgeredet hatte, ihn fragen konnten: „was hast du eigentlich sagen wollen?“ Der Grund, warum sie nicht verstehen konnten, war die Gleichgiltigkeit ihrer Herzen. Einer sagte einmal zu ihm: „Ra=Mary*), deine Religion mag gut genug seyn für dich; aber ich habe noch nie gesehen, daß sie den Magen füllt.“

Die Missionare hatten mit großer Anstrengung etliche engliche Meilen weit einen Wassergraben gezogen, um aus dem Kurumanfluß ihren Garten bewässern zu können. Manchmal kamen die Weiber, machten einen Seitengraben und ließen alles Wasser auslaufen, so daß die Missionare keinen Tropfen davon bekamen. Oft mußten Herr Moffat und Herr Hamilton einen Spaten nehmen, und in der heißesten Tageszeit drei englische Meilen weit gehen, um das Verderbte wieder gut zu machen; oft mußten sie Wache stehen die ganze Nacht hindurch, und wenn sie endlich nach vieler Mühe das Gepflanzte empor wachsen sahen, so wurde es doch noch von den Eingebornen gestohlen. Häufig drängten sich diese armen schmutzigen Geschöpfe in Hr. Moffats Haus, wann er ausgegangen war; und Frau Moffat durfte es nicht wagen, ihnen auszubieten, sie würden sie in ihrer

*) Ra=Mary heißt Vater der Mary. Mary heißt Herr Moffats älteste Tochter. Die Betschuanen pflegen die Aeltern mit dem Namen ihrer Kinder zu bezeichnen.

Wuth gesteinigt haben. Was ihre Hände erreichen konnten, das entwendeten sie, beschmutzten alles, was sie anrührten, und machten den Aufenthalt im Haus schier unerträglich. Manchmal mußten Herr und Frau Moffat stundenlang auf ihr Mittagessen warten, bis es den aufdringlichen Gästen endlich gefiel, sich zu entfernen. In der Kirche war ihr Betragen noch viel lästiger. Einige schnarchten, Andere lachten, wieder Andere arbeiteten. Einige stellten die Füße auf die Bänke, und zogen die Kniee bis zum Kinn hinauf, bis einer oder der andere in dieser Stellung einschlief und überpurzelte, zur großen Belustigung seiner Kameraden. Während der Missionar auf der Kanzel war, benützten Einige die Gelegenheit, um in sein Haus zu gehen und dort zu stehlen; und so oft Herr Moffat und Herr Hamilton zusammen kamen, hatten sie allemal einander über ihre Verluste zu klagen. Manchmal kamen die Eingebornen in der Nacht, schlichen sich in die Viehhürde, zerbrachen den Schafen die Beine, hieben ihnen die Schwänze ab, oder nahmen sie auch ganz mit sich. Arbeitsgeräthe und Messer waren ein Gegenstand lebhafter Gier; und ebenso Löffel, oder irgend etwas anderes von Metall, das sie erhaschen und woraus sie Messer oder Speerspitzen verfertigen konnten.

Die Missionare giengen abwechselnd am Sonntage auf die benachbarten Dörfer; aber wenn sie vier bis fünf Meilen weit gegangen waren, konnte es geschehen, daß sich nicht eine einzige Person fand, die ihnen hätte zuhören wollen. Manchmal boten sie den Leuten ein kleines Restchen Taback an, um sie zum ruhigen Hören

zu bewegen; hatten sie aber zufällig einmal keinen Taback mitgenommen, so konnten die Leute ihnen sagen: „geh' vorher noch einmal heim und hol' den Taback.“ Sie pflegten früh aufzubrechen, und dann vor der größten Hitze wieder nach Hause zu kommen. Da war nun ein Häuptling in einem dieser Dörfer, der seine Leute manchmal erst dann zusammen kommen ließ, wann die Sonne schon sehr hoch stand, um damit den Missionar zu ärgern; und der elende Mensch freute sich, wenn er den Knecht Christi durch den glühend heißen Sand mühselig nach Hause wanken sah. Viele von den Eingebornen sahen die Missionare als eine ganz besondere Art von Geschöpfen an. Sie konnten nicht glauben, daß diese Pilgrime aus einem fernen Lande bloß deßwegen gekommen seien, um sie etwas zu lehren, was in ihren Ohren wie lauter Fabeln klang. Einige sagten: „Ihr seyd in unser Land gekommen, um euch einen Lebensunterhalt zu erwerben.“ Andere, die wohl sahen, daß die Missionare nichts bei ihnen erwerben konnten, sagten: „Ihr müßt irgend etwas Böses in eurem Lande gethan haben, und dann entflohen seyn, um der Strafe auszuweichen.“ — Eines Tages legte Herr Moffat während der Predigt seinen Rock ab, weil die Hitze unerträglich wurde; und als er ihn wieder anzog, zeigte sich's, daß ihm sein Messer aus der Tasche gestohlen war. Er bat einen Häuptling, ihm wieder dazu zu verhelfen. „Warum kehrst du nicht in dein eigen Land zurück?“ war die ganze Antwort des Häuptlings. Ein Anderer sagte: „Wenn dein Land ein gutes wäre, oder wenn dir nicht bange wäre, wieder nach Hause zu gehen, so würdest

du dich nicht bequemen, hier zu bleiben, wo man dich von allen Seiten ausplündert.“ Oft verlachten sie die Bemühungen des Missionars, sie zu bekehren, und rühmten sich spöttisch: Der, welchen die Missionare anbeten, solle nie einen Einzigen von ihnen bekommen, daß er sein Knie vor Ihm beuge.

Nun, meine lieben jungen Leser, fängt's euch nicht an zu entleiden, daß ihr blos von Anfechtungen und Trübsalen hören sollet? Ach, wenn es den Missionaren so bald entleidet wäre, was würde aus den armen Betschuanen geworden seyn?

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Geschichte aus Afrika.

In diesem fernen Lande, in dem ihr aber nun durch die Erzählungen von Miss. Moffat schon ein wenig einheimisch geworden seyd, wohnte ein Vater und sein Sohn. Sie lebten, wie alle übrigen Heiden, in Trägheit und Unwissenheit, aßen ihr Korn, tranken ihre Milch, nähten ihre Karosse (Mäntel aus Schaffellen), und das war ihre ganze Arbeit, das füllte alle ihre Zeit aus und beschäftigte alle ihre Gedanken. Da kam ein Missionar; — der Jüngling, dessen Herz empfänglicher war als das seines Vaters, horchte auf das neue Wort, dieses wunderbare Wort, das uns sagt, wie uns unsere Sünden vergeben werden und wir in den Himmel gelangen können. Er war sehr aufmerksam, so oft er ihn hörte, und hatte eine große Freude an dem Tag des HErrn: denn an diesem Tag sorgte er nicht um seine irdische Nahrung, sondern hielt sich in der Nähe der Kirche auf.

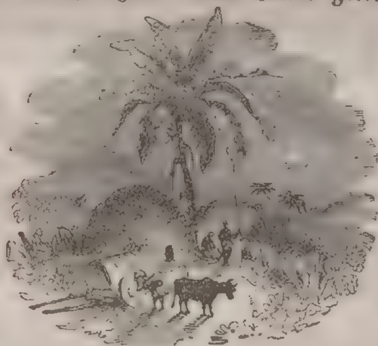
deren Glocke ihm so lieblich in die Ohren tönte. Eines Tages sagte sein Vater zu ihm: „Wir müssen gehen, und auf einem andern Platz Gras suchen für unser Vieh, denn hier ist Alles ausgedorrt; du mußt mit mir in die Berge kommen, wo wir Gras und Korn im Ueberfluß finden werden.“ Das Herz des armen Mosek naw (so hieß der Jüngling) war sehr betrübt. „Was soll ich thun?“ sagte er bei sich selber, „ich kann die Schule nicht verlassen, und doch ist's wahr, ich habe hier nichts zu leben“. Er dachte lange Zeit darüber nach; endlich sagte er zu seinem Vater: „Ntate, ich kann nicht mit dir gehen; es ist wahr, ich habe hier nicht viel zu essen, aber ich habe Speise für meine Seele. Ich muß hier bleiben, um mehr von Jesus zu hören, der gestorben ist, damit Sünder wie ich gerettet werden“. Sein Vater suchte ihn zum Mitgehen zu bereden; aber Moseknaw, ob er gleich seinen Vater lieb hatte, blieb doch fest auf seinem Vorsatz, und wollte lieber Hunger leiden, als wie die vergänglichen Thiere leben. Sein Vater ging fort; Moseknaw kam zu dem Missionar, und erzählte ihm, was vorgegangen; er blieb bei seinem Lehrer und machte solche Fortschritte im Lesen und Schreiben, daß er nach zwei Jahren alle in seiner Sprache vorhandenen Bücher durchgelesen hatte, und seine Gedanken recht verständlich auf eine Schiefertafel schreiben konnte.

Einmal an einem Sonntag schickte er dem Missionar ein Brieflein folgenden Inhalts: „Mein Lehrer! ich bin in einer Verlegenheit: meine Kameraden wollen haben, ich solle ihnen eine Kuh, die in einer Grube zu

Tode gefallen ist, herausziehen helfen; ich fühle, ich kann es nicht thun, ohne eine Sünde gegen mein Gewissen zu begehen". Eine solche Gewissenhaftigkeit ist merkwürdig bei einem armen Heidenknaben, der weiter nichts gelernt hatte, als daß man den Sonntag heilig halten müsse. Mosekmaw hatte die Furcht des HErrn vor seinen Augen den ganzen Tag, und kam oft zu dem Missionar, um zu fragen, ob er dieß oder das thun dürfe oder nicht; er war auch sehr bekümmert um seinen armen lieben Vater, der immer noch umher wanderte und nichts nach seinem Seelenheil fragte; zuweilen kam er jedoch, um seinen Sohn zu besuchen, und dann redete Mosekmaw sehr freundlich mit ihm, und suchte ihn zur Liebe gegen das gute Wort Gottes zu bewegen. Eines Tages kam der Jüngling zu dem Missionar und sagte: „Geben Sie mir ein Geschenk, das ich meinem Vater geben kann; er liebt nur die Dinge dieser Welt, und vielleicht, wenn ich ihm etwas schenke, wird er mir um so lieber zuhören, wann ich mit ihm von Jesus Christus rede". So wuchs Mosekmaw auf unter dem Segen Gottes, und nun kann er lesen und schreiben und seine Landsleute unterrichten; er hat einen Brief an die kleinen Kinder in England geschrieben, um ihnen für einige kleine Geschenke zu danken, die sie ihm zugesandt haben. Der Brief lautet also:

„Ich erzähle euch gern etwas von meiner Kindheit, und was man mich da gelehrt hat. Das Einzige, was mir gesagt wurde, war: Liebe die Ochsen, verliere sie nicht, halte sie beisammen, spiele nicht mit ihnen, denn bei den Ochsen wirst du dein Glück finden: dieß ist

alles, was man mich gelehrt hat. Ich habe nie ein Wort gehört, das mir gesagt hätte, wo ich herkomme, oder wo ich hingehe; man hat mich blos unterrichtet, wie man stehlen müsse und mancherlei Böses thun. Vom Tod und Leben hat man mir nie ein Wort gesagt. Der Ort, wo ich geboren wurde, ist die Heerstraße; der Platz, wo meine Eltern geboren sind, ist mir nicht bekannt; es war ein finsteres Land, ich weiß seinen Namen nicht. Sie waren bereits erwachsene Leute, als sie kamen, um an dem Pitseefluß zu wohnen; ich kann mich nicht erinnern, daß sie mich irgend etwas Gutes gelehrt hätten."



Ein Brief aus Indien.

In der letzten Nacht, als ich einigen meiner armen Waisenkinder etwas vorlas, fielen mir die Worte auf's Herz, welche Paulus Röm. 12, 1 schreibt: „Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey, welches sey euer vernünftiger Gottesdienst." Ihr, liebe Kinder, die

ihr dieses leset, habt nun freilich noch nicht so viel opfern sehen wie meine armen Waisenkinder hier; aber ihr werdet schon verstehen, was opfern heißt. In diesem Lande gibt es Tausende von Leuten, die den falschen Göttern, welche sie anbeten, beständig Opfer bringen. Manchmal werden dieselben einem Stück Holz dargebracht, manchmal einer häßlichen Figur von Erz; und einmal im Jahr ist Jedermann darauf bedacht, auch den Schlangen ein Opfer zu bringen. Eines Tages gieng ich in einen Tempel, wo ein Schlangennest war. Da machten die armen, unwissenden Leute ein wenig Reis, Zucker, Milch und Saffran unter einander, schütteten es in ein Loch in dem Nest, und sprachen dabei einige thörichte Gebete. Ich sagte ihnen von Dem, der der Schlange den Kopf zertreten hat, und der sie allein von der giftigen Macht der Sünde erlösen kann; aber sie wollten nicht zuhören. Obwohl es ein regnerischer Tag war, strömten doch Weiber und Kinder herbei, um diesen unvernünftigen Gottesdienst zu verrichten. Ach hätten sie doch lieber ihre Leiber, als ein lebendiges Opfer, Gott dargebracht!

In einem Brief, den ich vor vier Tagen erhielt, schreibt ein Herr, der etwa 60 Stunden von hier seine Wohnung hat, Folgendes: „Gegenwärtig liegen 300 „Menschen hier gefangen, um beim nächsten Vollmond, „der übermorgen eintritt, geopfert zu werden. Ihr Blut „soll auf die Felder gesprengt werden, damit die Gottheit nicht zornig sey, sondern das Korn wachsen lasse.“ Die Art und Weise, wie dieß geschieht, ist gar zu schauderhaft, als daß ich sie beschreiben könnte. Ihr werdet

sagen, diese armen unwissenden Leute opfern sich ja nicht selber. Wohl; aber doch opfern manche von ihnen freiwillig ihre Kinder; und ich muß euch von einem armen kleinen Knaben erzählen, der durch einen christlichen Menschenfreund aus der Gefangenschaft befreit, und einem Missionar zugeschickt worden war, um dort unterrichtet und verpflegt zu werden. Eines Tages wurde der Knabe vermißt, und man schickte ihm Jemand nach, um ihn zu suchen. Als man ihn einholte, war er gerade auf dem Weg nach dem Ort seiner früheren Gefangenschaft. Auf die Frage, wohin er gehe, erwiederte er: „ich gehe zurück nach Gomsur". — „Aber" hieß es, „weißt du nicht, daß man dich dort opfern wird?" — „O ja," sagte er, ich weiß das, und so muß es auch seyn; es ist ganz recht, daß ich geopfert werde. Ich habe die Speise gegessen, die mich zum Opfer vorbereiten sollte, und wie könnte ich nun zurückbleiben?" Man nahm ihn aber natürlich doch wieder mit fort, und einige Zeit darauf starb er an der Cholera. Nun, meine lieben Kinder, wenn dieser arme Heidenknabe so willig war, seinem Opfertod entgegen zu gehen, was kann ich zu euch sagen, wenn ihr nicht bereit seyd, das einzig vernünftige Opfer zu bringen, nämlich euch selbst, sammt Leib, Seele und Geist, dem lebendigen Gott zum Eigenthum zu übergeben? Ich hoffe, ihr werdet euch dazu bewegen lassen, und dann werdet ihr nicht mehr für euch selber leben wollen, sondern ihr werdet kommen und mit jungem, warmem Herzen zum Heiland sagen: „Siehe HErr, hier bin ich; mache mich zuerst zu Deinem Eigenthum, und dann gebrauche mich in Deinem Dienst und zu Deiner Ehre!"

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Die Grausamkeit der Heiden.

(Fortsetzung.)



Schon mehrmals habe ich euch Beispiele von dem gefühllosen, verhärteten Wesen heidnischer Völker erzählt, und es sind deren noch so viele übrig, daß ich in diesen Blättern nicht für alle Raum finde; doch will ich auch heute wieder einige mittheilen, in der Hoffnung, das Mitleiden mit den armen Götzendienern werde euch bewegen, für sie zu beten und nach euren kleinen Kräften mitzuhelfen, daß sie das Evangelium bekommen, denn vorher wird's nicht besser mit ihnen.

Ein Chinese kam zu einem Missionar, und äußerte im Gespräch unter anderem, er habe drei Söhne und eine Tochter. Bei Gelegenheit sagte er auch, er habe noch eine weitere Tochter gehabt, die er aber nicht auf=

gezogen habe. „Nicht aufgezogen?" fragte der Missionar, „was hast du denn mit ihr gemacht?" „Ich habe sie erstickt," war die Antwort. „Was? dein eigenes Kind gemordet? Graut's dir nicht vor einer solchen That?" — „O nein," sagte er, „in manchen Gegenden von China ist das etwas sehr gewöhnliches: wir schaffen die Mädchen aus dem Weg, um die Erziehungskosten derselben zu ersparen; manche Leute haben sechs bis sieben Töchter erstickt."

In Indien wurden jährlich viele tausend Kinder ermordet, bis vor kurzem die englische Regierung es verbot. Im Geheimen aber kommt es noch heutzutage häufig vor. Sie werden im Ganges ertränkt, lebendig begraben, in Körben an Bäumen aufgehängt, wie ihr auf obiger Abbildung sehet, und dann von den großen weißen Ameisen und von den Raubvögeln verzehrt, oder sie werden ausgesetzt, um von Krocodilen, Tigern und Schakalen zerrissen zu werden. Und doch betrachten es gerade die Leute, die ihre Kinder so mit kaltem Blute morden, als eine unverzeihliche Sünde, eine Kuh umzubringen! So finster und verkehrt ist der Menschenverstand ohne die Erleuchtung des Evangeliums! — O ihr glücklichen Kinder in Deutschland! Wenn ihr krank seyd, so sind eure Eltern voll Betrübniß, und haben keine Ruhe, bis die Schmerzen hinweg sind und eure Gesundheit wieder hergestellt ist. Wie ganz anders ist das bei Tausenden kränklicher Kinder unter den armen Heiden! Eine christliche Dame in Indien erzählt, mancher kleine lächelnde Säugling werde Abends an irgend einen einsamen Ort hingelegt, um in der Nacht von Tigern und

andern Raubthieren hinweggeschleppt zu werden. Eines Abends hörte man ein Hinduweib zu ihrem anderthalbjährigen Kinde sagen: „du bringst mir gar keinen Nuzen, du bist nur eine Bürde, die ich tragen muß, und ich kann mit dir nicht so schnell reisen, auch nicht genug auftreiben, um uns beide zu erhalten: ich wollte, du wärest todt. Ich will dich da in dem Palmgebüsch vor uns liegen lassen.“ — Das arme Kind fieng an zu weinen; aber das verhärtete Mutterherz wurde dadurch nicht erweicht. Um das Kleine vom Untergang zu retten, kaufte es eine mitleidige Person der Mutter um ein Paar Groschen ab.

Leider kommt dieser grausame Gebrauch nicht blos im Morgenlande vor. Auch unter den amerikanischen Indianern geschieht es zuweilen, daß eine Mutter eine Grube macht, sobald ihr Kind geboren ist, und es lebendig begräbt, oder daß sie ihm die zarte Brust eintritt, oder es mit ihren Fingern erdrosselt, oder auf den Kopf schlägt, bis es stirbt.

Dieselbe furchtbare Verkehrtheit ist auch auf den Südseeinseln beobachtet worden. Die heidnische Mutter, welche sich mit der Sorge, ihr Kind aufzuziehen, nicht abgeben will, erstickt sein Geschrei mit ihren Händen, wirft es schnell in eine bereits fertige Grube, und stampft die Erde wieder eben, unter welcher das neugeborne Kindlein im Todeskampfe liegt.

In Neuseeland kam es oft vor, daß die Mütter ihre neugebornen Töchter, wann sie erst ein Paar Stunden alt waren, ermordeten, indem sie ihnen die Nase mit den Fingern zusammen drückten. Sie gaben den

Missionaren zwei verschiedene Ursachen ihrer Grausamkeit an: die eine war, daß Mädchen im Krieg nicht zu brauchen seyen, denn sie könnten nur schreien und Lärmen machen, aber nicht fechten; und die andere: sie machten ihren Müttern zu viele Mühe.

In Tongatabu war der alte König krank und dem Tode nahe. Einer seiner Söhne wurde unter irgend einem Vorwand zu ihm geschickt; bei seiner Ankunft wurde er von seiner Familie mit anscheinender Freundlichkeit empfangen, und kam in das Zimmer, wo sein kranker Vater lag; als er aber eintrat, ergriff ihn die Dienerschaft, und schickte sich an, ihn zu erdrosseln. Er bat sie um eine sanftere Todesart, dann wolle er sich gern dazu hergeben: denn der arme junge Sohn merkte bald, in welcher grausamen Absicht man ihn hatte kommen lassen. Andere Diener eilten herbei, und von der Schwester des Schlachtopfers unterstützt, machten sie bald seinem Leben ein Ende! Das bethörte Volk dieses Landes glaubt nämlich, die Lebenskraft einer erdrosselten Person gehe in den Leib des Kranken über, so daß dieser bald genese. In diesem Fall zeigte sich freilich die Thorheit einer solchen Meinung nur zu bald; denn nach wenigen Tagen brach der alte König unter seiner Krankheit zusammen und starb.

Ich habe euch von der Grausamkeit der Eltern gegen ihre Kinder erzählt; und nun sollt ihr auch noch weitere Beispiele hören, wie das Heidenthum die Herzen der Kinder gegen ihre Eltern verhärtet. Einige solche Beispiele sind schon früher mitgetheilt worden.

Wenn Ein's der Eltern krank ist, so wird es oft mit grausamer Nachläßigkeit behandelt: die Kinder fühlen wenig oder gar kein Mitleiden; ja sie beschleunigen sogar seinen Tod. Die Schwäche des Alters schreit vergeblich nach Erbarmen. Auf den Gesellschaftsinseln war es früher der Brauch, nicht fern von dem Wohnhause eine kleine Hütte zu bauen, den kranken und hilflosen Vater hinein zu legen, ein wenig Lebensmittel bei ihm zurück zu lassen, aber dann ihm nicht mehr nahe zu kommen, bis er gestorben war. Zuweilen wurde der kranke Mann lebendig begraben: unter dem Vorwand, ihn in ein Bad zu bringen, warfen ihn seine Kinder in eine Grube hinab, und schütteten Erde und Steine auf ihn hin; ja es kam sogar vor, daß sie nach dem unglücklichen Kranken Speere warfen, bis er starb, und sich so an seiner Ermordung auf eine barbarische Weise belustigten.

Der Hindu wird, wie ihr schon wisset, in der Stunde des Todes eilig an das Ufer des Ganges oder eines an-



dern heiligen Flusses geschafft, wo er des Tages den brennenden Sonnenstrahlen, und bei Nacht dem Thau und der Kälte ausgesetzt ist. Unmittelbar vor dem Tode wird er in's Wasser versenkt, und anstatt ihm ein zärtliches Abschiedswort zuzurufen, füllt man ihm den Mund mit Schlamm aus dem Flusse. So gequält stirbt er!

Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Unter allen heidnischen Völkern gibt es Priester oder Zauberer irgend einer Art, welche die größten Feinde der Missionare sind. Gewöhnlich sind es schlaue, verschlagene Leute, die durch listige Gewandtheit das Volk betrügen. So war es auch mit den Regenmachern in Südafrika, welche behaupteten, dem Regen gebieten zu können, und sie machten Hrn. Moffat und Hrn. Hamilton nicht wenig zu schaffen. Von einem derselben will ich euch nun etwas erzählen:

Nach einer langen Zeit der Trockenheit im Betschuanenlande beschloß das Volk, einen sehr berühmten Regenmacher vom Baharutsenstamm, 80 Stunden nordöstlich von dem Missionsplatz, kommen zu lassen. Die Gesandten erhielten den Auftrag, ihm unermeßliche Reichthümer zu versprechen, wenn er nur kommen und für die Betschuanen Regen machen wolle. Er kam, und das Volk erhob ein Freudengeschrei und eilte hinaus, ihn zu empfangen. Von ungefähr geschah es, daß gerade, als er den Hügel herab kam, ein Gewitter über dem Flecken

ausbrach und einige schwere Regentropfen fielen, worüber die Leute hocherfreut waren. Sie dachten, der Regenmacher habe das Gewitter verursacht, und sie würden nun Regen genug bekommen. Er rühmte sich gewaltig der großen Dinge, die er schon verrichtet habe, und das Volk glaubte ihm, und sie kamen zu den Missionaren und spotteten ihrer und sagten: „Wo ist euer Gott; was kann Er thun?“ — „Wir schwiegen still,“ sagt Hr. Moffat, „denn wir hatten gottlose Leute vor uns, und wir dachten an die Worte des Psalmisten: Seyd stille und erkennet, daß Ich Gott bin; Ich will erhöhet werden unter den Heiden.“

Der Gewittersturm ging vorüber, und der erwartete Regen kam nicht. Der Regenmacher fand die Wolken schwerer zu behandeln, als er erwartet hatte. Er probirte verschiedene Mittel, um Regen hervorzubringen; aber vergeblich. Indessen wußte er auch diese Wartezeit zu seinem Nutzen anzuwenden. Er sagte zu den Leuten: „Ihr gebet mir nur Schafe und Ziegen zum Schlachten, deßwegen kann ich nur Ziegenregen machen. Gebet mir fette Schlachtochsen, so will ich euch einen Ochsenregen sehen lassen.“ Eines Tages fiel ein starker Regenschauer, und einer der Häuptlinge dachte, der Zauberer müsse eifrig mit Regenmachen beschäftigt seyn, und ging in sein Haus, um ihn dafür zu loben. Er war aber sehr erstaunt, als er sah, daß der Regenmacher in einem festen Schlafe lag. „Helà ka rare!“ (Heda, mein Vater!) sagte er; „ich dachte, du machest Regen?“ Der Regenmacher war nie in Verlegenheit um eine Ausflucht: er stand auf, sah um sich her, und als er sein Weib in

einem Milchsack Butter machen sah, sagte er: „Siehst du denn nicht, wie mein Weib so hurtig, als sie kann, Regen ausstößt?“ Die Leute waren sehr erfreut darüber, und die Neuigkeit lief mit Windesschnelle durch das Dorf: der Zauberer habe den Regen in einem Milchsack ausgestoßen.

Ein vorübergehender Regenschauer übrigens konnte nichts helfen. Die Sonne Afrika's trocknete ihn im Augenblick wieder auf. Der Regen, welchen das Volk verlangte, und den der Betrüger versprochen hatte, kam nicht. Die Weiber hatten gesät; aber die Saat lag verdorrt in den Feldern. Das Vieh starb aus Mangel an Futter, und die ärmeren Leute, weil sie nichts zu essen hatten. Der Regenmacher versuchte alle seine Künste. Er band einen Baum, den der Blitz entzwei gebrochen hatte, wieder hinauf, und goß Wasser darauf, während das Volk schrie: Pullà! Pullà! (Regen, Regen!) Dann wurde der Baum umgehauen und verbrannt, und alle Männer des Orts gingen an dem Regenmacher vorüber, und er tauchte einen Zebraschwanz in's Wasser, und besprengte jeden, wie er vorüberging. Dennoch kam kein Regen. Der Regenmacher sagte: „Schafft mir aus dem Gebirge einen Pavian herbei, der keinen Fehler hat; nicht ein Haar darf ihm mangeln.“ Er wußte wohl, daß sie das nicht konnten. Eine erwählte Zahl von Männern ging nach den Gebirgen, und nachdem sie einen jungen Pavian lange von Fels zu Fels verfolgt, sich die Beine zerkratzt und verwundet, und die Zehen zerbrochen hatten, nahmen sie ihn endlich gefangen und brachten ihn voll Jubel zu dem Regen-

macher. Sobald ihn dieser sah, sagte er: „mein Herz ist in Stücke zerrissen, ich bin stumm vor Schmerz!“ Er deutete sodann auf das Ohr des Pavians, das zerkratzt war, und auf den Schwanz, der ein paar Haare verloren hatte, und sprach: „Habe ich euch nicht gesagt, ich könne keinen Regen machen, wenn auch nur ein Haar fehle?“ Sie machten sich abermals auf den Weg, und nach ein paar Tagen fingen sie einen andern: aber auch der hatte irgend einen Fehler. Hierauf sagte er: „Verschaffet mir ein Löwenherz, und ich will Regen machen.“ Es war kein Spaß, hinaus zu gehen und einen Löwen zu fangen; und vielleicht würde der, auf den sie Jagd machten, sie umgebracht haben, wenn nicht einer von Hrn. Moffats Leuten ihn mit seiner Flinte erschossen hätte. Das Herz wurde gebracht, der Regenmacher zündete sein Feuer an und schüttelte seinen Speer gegen die Wolken: aber es fiel kein Regen.

Nun war die Weisheit des Zauberers zu Ende. Er sagte: „Ihr müßt einen Leichnam aus der Erde holen, und ihn waschen und wieder hinein legen.“ Die Betschuanen haben die größte Furcht vor der Berührung eines Leichnams, und der Zauberer dachte, sie würden sich nicht dazu verstehen: aber er war im Irrthum. Der Regen war ein so großes Bedürfniß, daß sie den faulenden Leichnam herausholten und damit thaten, wie er befohlen hatte.

Man fing nun an, den armen Missionaren die Schuld der großen Dürre aufzuladen, obgleich sie zu dem Volke sagten: „Ihr seht ja, daß wir den Regen eben so nöthig brauchen, wie ihr.“ Zuerst hieß es, Hr. Moffat habe

einen Sack voll Salz aus Griquatown gebracht, und das halte den Regen ab. Hr. Moffat sagte: „Kommet und sehet!“ Motibi und ein anderer Häuptling gingen mit ihm in sein Vorrathshaus. Der Sack wurde geöffnet: es zeigte sich, daß Kalk darin war, und lachend gingen sie wieder hinweg.

Hierauf hieß es: Die Glocke der Kapelle jage die Wolken zurück. Des Regenmachers Weib hatte von den Missionaren freundliche Aushilfe erfahren, und so kam es, daß er selbst einige Zeitlang in diese Beschuldigungen nicht einstimmte. Er schloß sich auf vierzehn Tage ein, dann kam er wieder heraus, berief eine Rathsversammlung, und sagte, er habe nun ausfindig gemacht, warum der Regen nicht kommen wolle. „Seht ihr nicht,“ sagte er, „daß, wenn die Wolken über uns her ziehen, Moffat und Hamilton zu ihnen hinaufschauen? Ihre weißen Gesichter sind es, was die Wolken abschreckt. Ihr werdet keinen Regen bekommen, so lange sie hier sind.“ — Man beschuldigte die Missionare des Verbrechens, daß sie nach den Wolken gesehen hätten, und sie erklärten, sie seyen eben so verlangend nach Regen, als die Betschuanen, sie wollten aber, wenn es nöthig wäre, gern den ganzen Tag auf ihr Kinn oder auf den Boden blicken. Es sah in der That wie ein Wunder aus, daß man den Missionaren erlaubte, da zu bleiben, ja, daß man sie nur am Leben ließ. Es wäre nicht möglich gewesen, wenn Gott nicht über ihnen gewacht hätte.

Bald darauf hörten die Missionare, daß man damit umgehe, Jemand zu spießen. Es wurde als ein großes Geheimniß behandelt: sie brachten aber so viel heraus,

daß es der Regenmacher seyn müsse, denn die Geduld des Volkes war zu Ende. Hr. Moffat eilte nach dem Rathsplatze. Dreißig Männer saßen da umher und hielten peinliches Gericht. Er machte keine Fragen, sondern warf ihnen ohne weiteres das Verbrechen vor, das sie zu begehen im Begriff waren, und wehrte sich ernstlich für das Leben des armen Regenmachers. Das Volk starrte ihn verwundert an, als er für das Leben seines Feindes bat; das war etwas, was sie nicht begreifen konnten. Ein alter Mann erhob sich wüthend, schwang seinen Speer, sprach von den abgemagerten Heerden, dem verschmachtenden Volk und dem Vieh, das der Regenmacher aufgezehrt hatte, und gelobte, er wolle dem Zauberer diesen Speer in's Herz stoßen. Allein die Worte des christlichen Missionars behielten die Oberhand, und dem Regenmacher wurde das Leben geschenkt. Motibi geleitete ihn in Sicherheit über die Ebene, und kehrte mit lächelndem Gesicht wieder zurück, um die Lobsprüche der Missionare in Empfang zu nehmen.

So errettete Gott Seine Knechte von dem angedrohten Tode, und gab ihnen eine Gelegenheit, durch ihr Beispiel zu zeigen, wie die Christen Beleidigungen verzeihen. Der Regenmacher beharrte übrigens bei seinem gottlosen Wesen, und wurde endlich von dem Häuptling einer andern Nation umgebracht.

Missionslied für Christenkinder.

O lieber Vater, Dir sey Dank
Für Wohnung, Kleidung, Speis' und Trank,
Für Leib und Seel', für Geist und Kraft,
Für Alles, was Du uns verschafft!

Du hast uns ein Geschenk gemacht,
Bei welchem uns das Herze lacht:
Das ist Dein eingeborner Sohn,
Der zu uns kam vom Himmelsthron.

Er hat die finstre Sündenwelt
Mit Seinem Lichte neu erhellt,
Und Deine Liebe uns bezeugt,
Die sich zu den Verlornen neigt.

Wir wissen's nun und glauben dran,
Daß Niemand sonst uns helfen kann;
Daß jedes Kind, so klein's auch ist,
Bedarf den Heiland JEsus Christ.

Wir wissen's, daß man nirgends so,
Kann werden seines Lebens froh,
Als wenn man Dem zu Willen lebt,
Der uns zum Himmel einst erhebt.

Doch sieh! so manches Heidenkind
Ist immer noch verirrt und blind;
So manches weiß noch weit und breit
Nichts von der Christenseligkeit.

O schenke ihnen auch den Christ,
Der aller Heiden Heiland ist;
Und öffne ihnen ihr Gesicht,
Und führe sie zu Deinem Licht!

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Ein schmerzlicher Abschied.

Liebe Kinder! Was meinet ihr, wie es euch zu Muthe wäre, wenn eure Eltern euch verkaufen wollten, und zwar an einen Ort hin, wo es keine Kirche und keine Schule gäbe? Es mag wohl manchem unter euch hie und da der Gedanke kommen: heute möchte ich lieber zu Hause bleiben als in die Schule gehen, und wenn nur diese Schulzeit einmal ein Ende hätte! Aber wenn ihr eine Zeitlang an einem Ort wohnen müßtet, wo weit und breit keine Schule und keine Kirche wäre: o wie würdet ihr euch nach der lieben guten Heimath zurück sehnen! Nun denket nur, unter den Fingo's und Kaffern in Südafrika kommt es wohl manchmal vor, daß sie ihre Töchter, wann sie ein gewisses Alter erreicht haben, verkaufen. Sie betrachten ihre Kinder eben auch als ein Stück ihres Eigenthums, worüber sie frei verfügen können, wie über ihre Pferde oder Kühe. So lange nun das Land heidnisch war, hatte das in den Augen der Töchter nicht gerade so viel zu sagen, denn sie wußten nichts Besseres, und die Liebe gegen solche Eltern, die ihre Kinder wie eine Handelswaare betrachten, kann auch nicht besonders zärtlich seyn. Aber wenn nun an einen Ort das Licht des Christenthums gekommen ist, und wenn eine solche Tochter sich von demselben hat erleuchten lassen, und sich glücklich fühlt, in seinem Scheine zu wandeln und die süße Lehre des Evangeliums zu schmecken, und sie soll jetzt wieder hinaus gestoßen wer-

den in die finstere Nacht des Heidenthums, wo die frohe Botschaft vom Heiland nicht mehr vernommen wird, wo kein Licht ist, kein Trost und keine Hoffnung, ach denket nur, wie schwer es ihr fallen muß! Da hat neulich ein Missionar in Afrika einen solchen Fall mit folgenden Worten erzählt:

„Vor etwa fünf Wochen, als die Betstunde eben zu Ende war, sagte man mir, es sei ein junges Kaffermädchen da, das aus dem Dorfe hinweggebracht werden solle, und es wünsche sehr, mich vor seinem Abschied noch einmal zu sehen. Ich ließ das Mädchen hereintreten, und fragte sie: „Wo gehst du hin, Umata?" „Ach!" antwortete sie, „meine Mutter will mich in's Kaffernland mitnehmen." Als ich sah, daß sie heftig schluchzte, fragte ich: „was weinst du so, Umata?" Sie erwiederte mit Worten, die immer wieder durch Thränen unterbrochen wurden: „O lieber Lehrer! weil meine Mutter mich von hier fortnimmt. Als ich hieher kam, war ich eben auch wie die andern Mädchen: ich wußte nichts, ich tanzte gern; aber Sie haben mich gelehrt, daß ich eine Sünderin bin, und wie ich selig werden kann. Sie haben mich gute Dinge gelehrt, und nun will meine Mutter mich an einen Ort bringen, wo ich dieselben nicht mehr hören kann." Sie bat mich hierauf, ich möchte doch ein kleines Buch, das ich ihr kürzlich gegeben hatte, in Verwahrung nehmen, denn ihre Mutter würde es verbrennen, wenn sie es sähe. Ich versprach es ihr, und sagte: „Du hast das Buch als Prämium bekommen, und wir kommen vielleicht nie wieder zusammen, so will ich dir den Werth des Buchs

bezahlen, oder dir wenigstens etwas Anderes geben, was dir deine Mutter lassen wird.“ Sie erwiederte: „Nein, lieber Lehrer, das Buch soll mein bleiben.“ „Schon recht,“ sagte ich, „dein Buch will ich dir aufheben: aber ich will dir doch etwas geben, da du vielleicht nicht wieder kommst.“ Sie fuhr fort mit Heftigkeit: „Ich will aber wieder kommen, Lehrer; denn sobald ich das Alter habe, laufe ich den ganzen Weg wieder zurück.“

In etwa einem halben Jahr hätte sie das Alter erreicht, wo sie nach der Landessitte frei über sich hätte verfügen dürfen. Der Auftritt, von dem ihr auf dem Bilde etwas sehet, aber nicht die Hauptsache, war sehr ergreifend. Um sie her standen ihre junge Gespielinnen, denen das Loos glücklicher gefallen war, und die ein inniges Mitleiden mit ihr zeigten. Aber sie nicht allein. Da war auch ein ältlicher Mann, ein Mitglied unserer Kirche, der an dem Schicksal dieser jungen Schülerin des HErrn augenscheinlich den innigsten Antheil nahm. Ich sagte dem Mädchen, ich wolle für sie beten, damit der Geist Gottes sie auf dem betretenen Weg erhalte; dann sprach ich noch einige Worte der Ermahnung und Aufmunterung und so nahmen wir Abschied von einander. Doch versprach ich ihr vorher noch, ich wolle den andern Morgen ihre Mutter besuchen, und sehen, ob ich sie nicht zu einer Aenderung ihres Vorhabens bewegen könne. Mittlerweile berieth ich mich über die Angelegenheit mit einer christlichen Freundin, und diese ging ganz in meine Gedanken ein, und versprach der Mutter eine Summe Geld, wenn sie ihr ihre Tochter in Dienst gebe.

Aber es half Alles nichts. Die Mutter versicherte mich, sie bringe ihre Tochter in einem Monat wieder zurück: denn sie gehe blos nach Beaufort; aber leider muß ich sagen, daß unsere junge Freundin bis jetzt nicht wieder gekommen ist. Möge der gute Hirte sie in seine heilige Obhut nehmen!"

Wie nöthig ist es doch, liebe Kinder, daß das Licht der Wahrheit, und zwar der christlichen Wahrheit, welche allein die Herzen weich machen kann, noch viel heller in die Heidenländer hinein scheine, schon deßwegen, damit das in so vielen jungen Herzen angefangene gute Werk nicht erstickt werde und untergehe. Wenn ihr auch etwas dazu helfen könnet, so thut es doch!

Missionen in Nordwestamerika.

Heute will ich euch, liebe Kinder, einige Anekdoten und Thatsachen von den Missionen in Nordwestamerika erzählen, namentlich in der Gegend des rothen Flusses. Die dortigen Wälder sind prächtig, und bestehen aus Fichten, rothen und weißen Cedern, Eichen, Eschen und Weiden. Unter den Thieren ist der Luchs, der Biber, der graue Bär, das Elennthier und das Felsengebirg-schaaf. Die Pelzhaare des Bibers sind sehr geschätzt, und werden zu Hüten Handschuhen und Strümpfen benützt. Sein Fell verwendet man zu Sätteln, zu Ueberleder an Schuhen u. dgl. Im Jahr 1798 wurden in Canada 106000 Biberfelle gesammelt, und von dort nach Europa und China ausgeführt. Die Haut des Elenn-

thiers wird von den Indianern zu Zeltdecken, Schneeschuhen und Bootüberzügen verwendet.

Die Indianer von Nordamerika sind ein wohlgestalteter Menschenschlag, haben große Körperkraft, und werden von Kindheit auf zum Jagen und Fischen angehalten. Die Art und Weise, wie sie ihren Feind angreifen, wird also geschildert: Wenn ein Indianer einen Ueberfall vorhat, so kommt er über euch wie ein Fuchs, greift an wie ein Tiger, und fliegt davon wie ein Vogel. Ihre Sitten sind roh und nachlässig. Ihre Kleidung besteht hauptsächlich aus Hirsch- und Biberfellen; manchmal ist sie mit den schön gefärbten Stacheln des Stachelschweins durchstickt, und mit großer Zierlichkeit geordnet. Ihre Nahrungsmittel bestehen aus Früchten des Feldes, Fischen und Landthieren. Um ihre Hütten oder Wigwams zu bauen, schälen sie Linden und andere Bäume, die viel Saft haben, schneiden die Rinden in Stücke von zwei bis drei Ellen Länge, und legen schwere Steine darauf, daß sie beim Trocknen ganz eben und flach werden. Das Gerüste der Hütte wird aus Pfählen gemacht, die man in den Boden treibt und mit Querhölzern befestigt. Diese werden dann mit der Rinde überzogen, und mit Bast oder Nußbaumzweigen zusammengebunden. Das Dach wird ebenso gedeckt, und hat eine Oeffnung, um den Rauch hinaus zu lassen. An dem inwendigen Gebälke der Hütte sieht man ganze Reihen von Fellen hangen, welche die Indianer gegen allerlei nützliche Waaren austauschen. Die Thüre besteht gleichfalls aus einem großen Stück Rinde ohne Riegel und Schloß; ein Stecken, den man gegen die

Außenseite stemmt, zeigt an, daß Niemand zu Hause ist. Das Licht fällt durch kleine Oeffnungen herein, die mit Schiebläden versehen sind. In den Mitte der Wohnung ist der Herd, und um denselben her sieht man Bänke oder Sitze, die zugleich als Bettstellen und Tische dienen. Der Teppich, den sie bei Tag als Kleid tragen, ist ihre Decke bei Nacht; ihr Bett besteht aus einer Hirsch- oder Bärenhaut, oder aus einer Binsenmatte. Die Familie wohnt und schläft in dem gleichen Zimmer, und manchmal wohnen zwei bis drei Familien bei einander.

Die Indianer haben sehr geschärfte Sinne, geübtes Gehör, scharfen Blick, feinen Geruch, und sind auf Alles aufmerksam. Ein Indianer sagte einmal zu einem Missionar: „Die Europäer wissen freilich einige Dinge, welche die Indianer nicht wissen; aber in mancher Hinsicht wissen doch die Indianer viel mehr als die weißen Leute.“ Der Missionar sagte, er solle einmal ein Beispiel nennen. Darauf erwiederte der Indianer: „Der weiße Mann geht in die Wälder, und verirrt sich, und kann den Heimweg nicht mehr finden: wann hat man je von einem Indianer so etwas gehört? Ein Hund findet seinen Weg nach Hause; aber ein weißer Mann findet ihn nicht.“

Ein anderes Mal kamen ein weißer Mann und ein Indianer miteinander überein, sie wollten zusammen auf die Jagd gehen, und was sie erlegen würden, sollte zu gleichen Theilen gehen. Am Abend zeigte sich's, daß sie nur einen Truthahn und einen Mausefalken, was ein werthloser Vogel ist, erjagt hatten. „Nun“ sagte der

weiße Mann zu dem Indianer, „wir wollen jetzt theilen, was wir gefangen haben, und wenn dir's recht ist, so will ich den Truthahn nehmen, und du nimmst den Mausfalken; oder du kannst den Mausfalken nehmen, so nehme ich den Truthahn.“ „Ach“, sagte der Indianer, der augenblicklich seinen betrüglichen Gefährten durchschaute, „du sagst kein einziges Mal Truthahn für den armen Indianer!“

Der erste Missionar unter diesem Volke war der ehrwürdige John Eliot, den man mit Recht den Apostel der Indianer genannt hat. Vielleicht erzähle ich ein anderes Mal von ihm. Nach ihm kam der fromme David Brainerd, der seine Arbeiten im April 1743, also gerade jetzt vor hundert Jahren, begonnen hat, an einem Ort Namens Kanaumeek, im Staate New-York. Dort war er mitten in einer Wildniß von Wäldern und Bergen umringt, und von den nächsten englischen Ansiedlern 20 engl. Meilen entfernt. Er wohnte Anfangs bei einer schottischen Familie, deren Mundart er nicht verstand, schlief auf Stroh und lebte von den geringsten Nahrungsmitteln. Da er die Indianer nicht ganz in der Nähe hatte, und so an den Abenden, wo sie am besten Zeit gehabt hätten, auf seinen Unterricht zu hören, nicht bei ihnen seyn konnte, so verließ er seinen Aufenthaltsort, und schlug seine Wohnung in ihrer Mitte auf, zuerst in einem Wigwam, bis er sich eine kleine Hütte gebaut hatte. Er brachte ein Jahr unter den Indianern von Kanaumeek zu, und seine Arbeiten waren sehr gesegnet. Im Mai 1744 verließ er sie, und wanderte zu den Felsen des Delawareflusses. Auf seiner

Reise dahin besuchte er einige Indianer in **Minissinks**, 140 engl. Meilen von Kanaumeek, und sagte ihrem Oberhaupt, er wolle ihnen von Christus erzählen. Im Anfang lachte der Häuptling, kehrte ihm den Rücken, und ging hinweg. Brainerd rief ihm nach, und nachdem er viel an ihn hingeredet hatte, war die einzige Antwort: „die weißen Leute lügen, trinken und stehlen mehr als ihre rothen Brüder.“ Er setzte hinzu, er wolle Brainerd gern als Freund bei sich sehen, aber er solle sie nicht zu Christen machen wollen. O liebe Kinder, welch einen großen Stein des Anstoßes werfen doch die schlimmen Namenchristen vor die Heiden! Möge es doch von euch nicht auch so heißen, daß ihr nur den Namen Christi habet, aber nicht Seinen Geist!

Das dritte Jahr von Brainerds Missionsarbeit war das Jahr des Gelingens und des Segens. „Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.“ Er kam nach **Crosweeksung** in Neu-Jersey, und anstatt viele Indianer zu finden, wie er erwartet hatte, mußte er seine erste Predigt vor vier Weibern und einigen Kindern halten. Nach ein Paar Tagen wuchs die Anzahl auf fünfzig. Es war ein großer Trost für Brainerd, als sein Dolmetscher sich bekehrte. Dieser Mann und sein Weib waren die ersten Indianer, welche Brainerd taufen konnte. Der Geist Gottes lehrte diesen Mann seine Sündigkeit recht tief empfinden. „Mein Weg“, sagte er, „war mit Dornen vermacht, so daß ich keinen Zoll weit mich zum Himmel aufschwingen konnte. Ich sah einen Berg vor mir; aber ich konnte nicht hinan klimmen, nicht einmal die erste steile Anhöhe hinauf!“

Nach einiger Zeit wurde er mit Hoffnung, Friede und Freude erfüllt, und sein ernstes, nüchternes Benehmen zeigte, daß er eine neue Creatur geworden war. Sein neuer Name war Moses Tinda Tautamy.

Ein wunderbares Werk Gottes zeigte sich unter den Indianern. Zwei von ihnen sagten zu Brainerd, sie wünschten, Christus möchte ihre Herzen ganz rein waschen. Brainerd selbst erzählt davon: „Leute von jedem Alter wurden durch das Gefühl ihrer Sünden niedergebeugt. Alte Männer und Weiber, die viele Jahre lang Trunkenbolde gewesen, wurden um ihr Seelenheil bekümmert, und ebenso einige kleine Kinder von sechs oder sieben Jahren. In allen Theilen des Hauses beteten und schrieen sie zu Gott um Gnade; viele weinten draußen bitterlich wegen ihrer Sünden."

Lieber junger Leser, hast du einmal die Last deiner Sünden gefühlt, und bei Christo Gnade gesucht? — Brainerd fragte einen Mann, warum er weine? und er sagte: „Wenn ich daran gedenke, wie Christus geschlachtet wurde gleich einem Lamm, und wie Er Sein Blut vergoß, so muß ich weinen." Ein anderer sagte: „Ich weine, weil die hiesigen Indianer nicht auch zu Christo kommen wollen wie die in Crosweeksung." An einem Tauftage, den 25. Aug. 1745, wo 25 Indianer in die Kirche aufgenommen wurden, sagt Brainerd: „die Liebe schien unter ihnen zu herrschen. Sie nahmen einander bei der Hand, wie wenn ihre Herzen zusammen gewoben wären."

Auf seinen Reisen hatte Brainerd viele Beschwerden durchzumachen. Einmal, als er durch eine große trau-

rige Wildniß zog, fiel sein Pferd zu Boden und brach das Bein. Da man ihm nicht helfen konnte, so war er genöthigt, es umzubringen, und seine Reise zu Fuß fortzusetzen. Bei Nacht zündeten Brainerd und seine Gefährten ein Feuer an, legten sich um dasselbe her, bedeckten sich mit einigen Reisbüscheln zum Schutz gegen die Kälte, und schliefen bis zum Morgen.

Im Oktober 1747 ging Brainerd in seine Ruhe ein. Die letzten Worte in seinem Tagebuch vom 25. Sept. 1747 lauten also: „Heute war ich unaussprechlich schwach. O mein Gott, ich komme eilends zu Dir, wie ich hoffe. Beschleunige den Tag, o HErr, wenn es dein gnädiger Wille ist! O komm, HErr Jesu, komm bald! Amen!" Uebrigens werdet ihr wohl noch wissen, was ich euch im Juliheft des vorigen Jahrgangs von diesem Knecht des HErrn gesagt habe.

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Die Mission in Neuseeland.



Von Neuseeland habt ihr wohl schon gehört, und wisset, daß es eine große Insel in der Südsee ist, von ehemaligen Menschenfressern bewohnt, deren Hauptbeschäftigung grausame Kriege waren, die aber nun durch das Evangelium großentheils gezähmt worden sind. Die ersten Missionsversuche daselbst machte der sel. Samuel Marsden, erster Kaplan in Neusüdwales, der nach Neuseeland hinüber fuhr und einige englische Kolonisten mitnahm, um zu untersuchen, ob die heilsame Pflanze des Evangeliums, die ja doch in jeder Weltgegend gedeiht, nicht auch auf dem Boden dieser Insel fortkommen werde. Als das Schiff, in dem sie fuhren, sich dem Ufer näherte, versammelte sich eine Anzahl von Neuseeländern in ihren Kähnen um dasselbe her. Sie brachten Hr. Marsden einige wohlschmeckende Fische und eine Menge Schweine und Kartoffeln. Er sprach gar freundlich mit ihnen; der beste Weg, um alle, auch die wildesten und schlimmsten Leute zu gewinnen, ist: wenn

man sie freundlich behandelt. Habt ihr irgend jemand, der sich unwirsch gegen euch benimmt, so machet es, wie es Hr. Marsden mit diesen armen Wilden machte: seid recht freundlich in euren Worten und in eurem Benehmen, und bald wird euer Feind mit euch Frieden halten.

Als Hr. Marsden nach Neuseeland abreiste, waren gerade einige Neuseeländer in Neusüdwales, und denen war es natürlich lieb, daß sie mit ihm wieder in ihre Heimath kommen konnten. So wie Hr. Marsden die Insel betrat, liefen die Eingebornen aus Furcht davon; ein alter lahmer Mann aber konnte nicht so schnell gehen, um ihm aus dem Wege zu kommen. Hr. Marsden ging auf ihn zu; der Mann schien sich zu fürchten, bis er sah, daß einer seiner Freunde, Namens Korokoro, sich bei Hr. Marsden befand, der im Schiff mit ihm herüber gefahren war. Als der alte Mann diesen erblickte, fing er an zu sprechen; die andern Neuseeländer fürchteten sich jetzt auch nicht mehr so, und kamen aus ihren Verstecken hervor. Während Hr. Marsden versuchte, mit ihnen Freundschaft zu machen, sah er eine Muhme von Korokoro mit einigen Kindern herbeikommen. Sie hatte einen grünen Zweig um den Kopf gewunden, einen andern trug sie in der Hand, und ein kleines Kind auf dem Rücken. Als sie etwa noch hundert Ellen weit entfernt war, fing sie an, sehr ängstliche Töne hören zu lassen, und hing das Haupt, als wäre sie voll Bekümmerniß. Sie ging langsam auf Korokoro zu; er sah ganz erschrocken aus und stand, auf seine Flinte gelehnt, schweigend da. Als seine Muhme näher

kam, sprach sie sehr laut, und heulte gar sehr. Ein anderer Neuseeländer, Namens Tooi, Korokoro's Bruder, der auch mit ihm in Neusüdwales gewesen war, sah dieß Alles mit an, und es ging ihm sehr zu Herzen; aber er sagte: „Ich will mich betragen, wie ein Engländer, ich will nicht heulen." Korokoro stand still, bis seine Muhme zu ihm hinkam, dann legten sie ihre Köpfe aneinander, und fuhren noch lange fort, zu weinen und zu reden. Eine Anzahl anderer Weiber kam herbei, und alle fingen gleichfalls an zu weinen, und viele von ihnen, arme Dinger! schnitten sich in's Gesicht, in die Arme, und in andere Theile des Leibes, bis das Blut herabfloß. Und was meinet ihr, daß all dieß Schneiden und Weinen bedeuten sollte? Nichts anderes als ihre Freude, den Korokoro wieder zu sehen. Das war die Weise, wie diese armen Leute ihre Freude an den Tag legten. Während dieser Zeit war Tooi da gesessen, ernstlich bemüht, seine Empfindungen zu unterdrücken, weil er gesagt hatte, er wolle nicht weinen. Eine Weile darauf kam ein junger Mann, der Sohn eines Häuptlings, und nun konnte sich der arme Tooi nicht mehr länger halten. Er lief auf ihn zu, sie umschlangen einander mit den Armen, und weinten laut.

Ein Häuptling, Namens Duaterra, war in Neusüdwales gewesen, hatte gesehen, wie man dort den Sonntag feiert, und wollte gern Hr. Marsden alles Mögliche zu Gefallen thun. Er machte daher einen Zaun um einen halben Morgen Ackers, baute in der Mitte eine Art von Kanzel und Lesepult, die er mit schwarzem Tuch überzog, und brachte hierauf die Bo=

denstücke von einigen alten Kähnen herbei, um sie als Bänke auf beiden Seiten der Kanzel aufzustellen. Herr Marsden war erfreut, daß Duaterra dieß that, denn er hatte es ihn nicht geheißen. Früh Morgens fand Herr Marsden einige Häuptlinge mit ihren Leuten zum Gottesdienst bereit; einige hatten Schwerder an der Seite und einen kleinen Stab in der Hand; einige setzten sich auf die rechte Seite der Kanzel, andere auf die linke, und eine große Menge von Männern, Weibern und Kindern stand im Kreise umher. Es herrschte große Stille, und der Anblick war recht feierlich. Hr. Marsden stand auf, und eröffnete den Gottesdienst mit Absingung des hundertsten Psalms. Seine Seele wollte in ihm zerschmelzen, als er das Volk ansah und den Zustand betrachtete, in dem es sich befand: da sah er eine Schaar armer, unwissender Heiden, die zum erstenmal etwas vom Sabbath und vom HErrn des Sabbaths erfahren sollten. Nachdem Herr Marsden die Liturgie gelesen hatte, hielt er eine Predigt über Luc. 2, 10. und als er zu Ende war, suchte der Häuptling Duaterra dem Volk die Predigt zu erklären; sie richteten manche Fragen an ihn, und waren begierig, die Bedeutung alles dessen, was sie gesehen und gehört hatten, zu erfahren.

Wenn Hr. Marsden Lebensmittel bedurfte, so nahm er die Kartoffeln und Schweine der Neuseeländer nicht unentgeltlich an. Geld würde zwar von keinem Nutzen für sie gewesen seyn; aber er gab ihnen Nägel und Aexte, und sogar Kazen *), und viele andere Dinge, die sie nicht

*) Es gab nämlich viele Ratten auf der Insel.

bekommen konnten, und die doch nützlich und werthvoll für sie seyn mußten. Die Neuseeländer hatten keine Kramläden, in denen Aexte und Nägel und Spaten und Hauen verkauft worden wären, und keine Schmiede, um welche zu verfertigen; und doch hatten sie Bäume umzuhauen, und Boden umzugraben, und viele Dinge zu machen, wozu man sehr gut Nägel brauchen konnte. Ihr werdet euch wundern, wie sie irgend etwas ohne Nägel zusammenfügen konnten, und könnt euch wohl denken, daß sie sehr danach verlangten, als sie einmal die Brauchbarkeit derselben eingesehen hatten. Für einige wenige Nägel gaben sie eine große Menge Lebensmittel: ja schon ein einziger Nagel galt als ein anständiges Geschenk für einen Neuseeländer. Eines Tages kam ein Häuptling zu Hr. Marsden auf Besuch; als er wieder Abschied nahm, sagte ein Freund von ihm zu Hr. Marsden: „dieser Häuptling ist ein großer König, gib ihm einen Nagel." Hr. Marsden gab ihm ein paar Nägel, und er ging voll Freuden über das Geschenk hinweg. Auf einer andern Insel in der Südsee geschah es sogar einmal, daß ein Insulaner, der aus einem zertrümmerten Schiffe einige Nägel erbeutet hatte, sie in seinen Garten sä'te, in der Hoffnung, diese kostbaren Dinge dadurch zu vervielfachen. Er meinte nämlich, sie werden zu Nagelbäumen heranwachsen.

Hr. Marsden wollte den Häuptlingen einiges Land abkaufen, auf dem sich seine englischen Kolonisten ansiedeln könnten. Ein Häuptling, Namens Ahoode O Gunna, zeigte sich bereit, ein Stück Land zu verkaufen. Der Preis, über welchen sie überein kamen,

war: — zwölf Aexte! Ihr werdet denken, das sei wohlfeil gekauft, nicht wahr? Aber zwölf Aexte waren für einen Neuseeländer eben so viel werth als zwölf Louisdor für euch. Der Name des Orts, wo die weißen Leute sich niederlassen sollten, war Rangihu; ihre Zahl betrug sammt Weibern und Kindern 25.

Dieß, meine lieben Kinder, war der Anfang der Mission in Neuseeland. In einem der nächsten Hefte sollet ihr, will's Gott, von dem glücklichen Fortgang derselben hören. Den Anfang sehet ihr in der obigen Abbildung, wo ein Missionar zum erstenmal den Neuseeländern das Evangelium verkündigt; von dem Fortgang erblicket ihr etwas auf nachstehendem Bilde, wo die Kinder einer neuseeländischen Sonntagsschule mit ihrem Lehrer zur Kirche ziehen. Wunder Gottes sind zwischen 1825 und 1833 auf dieser Insel geschehen, und Seiner Wunder ist noch kein Ende.



Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Die Missionare hatten von der Verkehrtheit des Volks und den Ränken des Regenmachers viel zu leiden gehabt; aber es standen ihnen noch Tage schwererer Prüfungen und größeren Schreckens bevor. Der Regenmacher war fortgegangen; aber die große Trockenheit dauerte fort, und mit ihr die unfreundliche Stimmung des Volks. Von allem, was mißlang, warf man die Schuld sicher auf die Missionare. Eines Tages kam ein Häuptling, und mit ihm ein Dutzend Männer, und setzten sich unter einem Baum bei Hrn. Moffats Hause nieder. Hr. Moffat und Hr. Hamilton wurden herausgerufen, Frau Moffat stand unter der Thüre der Wohnung, ihren Säugling in den Armen, und gefaßt, das Schlimmste zu hören. Der Häuptling erhob sich und sagte, indem er seinen Speer schwang: „Die Obersten des Volks haben beschlossen, euch nicht länger in diesem Lande zu dulden. Macht euch alsbald fort, oder man wird euch hinaus jagen! Die muthigen Missionare antworteten: „Wir bedauern euch, denn ihr wisset nicht, was ihr thut. Unsere Herzen sind mit euch, und wir wollen euch nicht verlassen. Ihr möget Blut vergießen, oder unsere Hütten niederbrennen; aber wir wissen, daß ihr unsern Weibern und Kindern nichts zu Leide thun werdet.“ Der Häuptling blickte seine Gefährten an, und sagte: „diese Männer müssen zehen Leben haben, daß sie den Tod so wenig fürchten. Es muß doch etwas an der Unsterblichkeit seyn!“ Und noch einmal erhielten die Missionare Erlaubniß, zu bleiben.

Nach diesem beschloß Hr. Moffat, eine Einladung zu einem Besuch bei Makaba, dem König der Wanketsen, anzunehmen. Motibi stand nicht freundlich mit Makaba, und es gefiel ihm nicht, daß Hr. Moffat ging. Makaba wohnte etwa 200 englische Meilen nordöstlich von Lattaku. Als Hr. Moffat ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte, hörte er, daß ein großes Heer roher Krieger von der Mantati-Nation einherzog, Städte verwüstete und die Leute umbrachte. Man sagte ihm, sie wären Kannibalen oder Menschenfresser, und befänden sich auf dem Wege nach Lattaku. Alsbald kehrte Hr. Moffat nach Lattaku zurück, um Motibi und seinem Volk eine warnende Anzeige zu machen. Dann ging er als ihr Gesandter zu den Griqua's, und fand Waterboer und seine Leute bereitwillig, zu kommen und ihnen gegen die Mantatis beizustehen. Motibi schickte in die umliegenden Städte und Dörfer, und lud seine Kriegshauptleute zu einem Pitsho oder Parlament ein. Dieses wurde am 13. Jun. 1823 gehalten. Gegen tausend bewaffnete Männer versammelten sich, um zu berathen, wie sie dem Feind Widerstand leisten könnten. Sie setzten sich in einem großen Kreis auf dem Boden umher, ihre Tigerfelle um den Hals befestigt, ihre Speere und Schilde vor sich, ihre Köcher mit vergifteten Pfeilen über die Schultern hinabhängend, und ihre Streitärte in der rechten Hand. Sie hielten Reden, und nach jeder Rede wurde ein Abschnitt von einem Kriegslied gesungen. Jeder Redner tanzte und sang, ehe er anfieng, und machte die seltsamsten Grimassen. Alle sprachen ohne Furcht und Scheu, und während einer redete, beobachteten die

übrigen ein völliges Stillschweigen. Alle rühmten die Missionare, und schienen wirklich dankbar gegen sie zu seyn. Ein alter Häuptling sagte: „Der Missionar hat „unsere Gefahr entdeckt, wie die aufgehende Sonne nach „einer finstern Nacht. Ist dieß unser Pitsho? Nein, „es ist das Pitsho des Missionars. Darum dürfen wir „nicht handeln wie Betschuanen, wir müssen sprechen „und handeln wie Makoca's (weiße Leute)!" Nachdem alle Redner geendigt hatten, tanzten und sangen und lärmten sie fast zwei Stunden lang, und dann brach das Parlament auf.

Die schweren Güter der Missionare wurden nun zusammengepackt und vergraben, damit sie zur Flucht bereit seyn möchten. Nachdem 100 bewaffnete Reiter mit Waterboer und Hrn. Melvill angelangt waren, traten sie den Marsch an, um die Mantatis aufzusuchen, und Hr. Moffat zog als Dolmetscher mit ihnen. Bevor sie aufbrachen, versammelten sie sich zum Gebet. Was muß Frau Moffat empfunden haben, als ihr Gatte von ihr schied, um diesen gefährlichen Marsch anzutreten! Am zweiten Tage bekamen sie den Feind zu Gesicht. Die Schaaren der Mantatis waren so zahlreich, daß die Seite des Hügels, wo sie sich gelagert hatten, ganz schwarz aussah. Hr. Moffat versuchte es mehrmals an diesem Tage, sie zu einer friedlichen Unterhandlung zu bewegen; aber mit wildem Geschrei stürzten sie trotzig auf ihn zu, und er hatte gerade nur noch so viel Zeit, sein Pferd umzuwenden und zu fliehen.

Am Abend langte das Hauptkorps der Griqua's an, und am folgenden Tage kam's zur Schlacht. Auf

Friedensvorschläge wollten die Mantatis nicht hören, und man mußte durchaus die Verheerung friedlicher Städte und Dörfer zu verhindern suchen. Die Griquas behielten den Sieg: denn sie besaßen Feuergewehre, dergleichen die Wilden noch nie gesehen hatten. Die Krieger der letzteren fielen, sie wußten nicht, wie; und nach einem verzweifelten Kampfe wurden sie so vom Schrecken ergriffen, daß sie flohen.

Der Krieg ist in jedem Lande ein furchtbares Ding; aber nur diejenigen, die ihn unter den Wilden gesehen haben, wissen etwas von der Schrecklichkeit der heidnischen Kriegsführung. Sobald man die Mantatis aus ihrem Lager vertrieben hatte, fiengen die Betschuanen, die mit den Griqua's gekommen waren, an, die zurückgebliebenen Weiber und Kinder ihrer Feinde mit Speeren und Streitärten niederzumetzeln. Da hieben sie einen Arm ab, dort einen Kopf, um die kupfernen Halsketten und Armringe rauben zu können. Da hättet ihr können Mütter und Kinder sehen im Blut gewälzt, oder einen lebendigen Säugling in den Armen einer todten Mutter. O wie irrig sind doch diejenigen daran, welche von dem glückseligen Zustand der Heiden fabeln! Herr Moffat gallopirte unter die Betschuanen hinein, und machte diesem grausamen Verfahren ein Ende. Sobald die Weiber sahen, daß man ihnen Barmherzigkeit bewies, hörten sie auf zu fliehen, setzten sich nieder und riefen: „ich bin ein Weib, ich bin ein Weib!“ Herr Melvill und Herr Moffat führten sie nun zusammen, und brachten sie an einen Bergungsort. Sie hatten so lange nichts gegessen, daß sie, so oft sie ein Stück ro=

hes Fleisch fanden, das auf der Flucht weggeworfen worden war, stille hielten, um es zu verschlingen. Hr. Moffat brachte heraus, daß die Mantatis die Absicht gehabt hatten, noch in derselben Nacht nach dem Kurumanfluß zu marschiren. Wäre er nicht auf die Reise zu Makaba gegangen, so hätten sie alle umkommen müssen.

Hr. Moffat kehrte nun nach der Missionsstation zurück, und zwei Tage später kam auch Hr. Melvill mit den Weibern und Kindern. Letzterer machte sich in seinem Wagen abermals mit Hrn. Hamilton auf, um zu sehen, ob er nicht noch einige weitere Flüchtlinge retten könne. Sie fanden einige Weiber, die von den Leichnamen ihrer gefallenen Landsleute zehrten. An einem andern Ort fanden sie ein todtes Pferd, das durch den Biß einer Schlange getödtet worden war: die Weiber fielen über das halb verfaulte Aas her, zerrißen es Stück vor Stück, und aßen es auf, bis kein Bissen mehr übrig war: so wüthend war ihr Hunger. Den ganzen Tag waren sie mit dieser Mahlzeit beschäftigt, und am Abend tanzten und sangen sie vor Freude.

Zwei Tage, nachdem Hr. Hamilton und Hr. Melvill ausgegangen waren, kam die Nachricht an den Kurumanfluß: die Mantati's rückten heran, um Rache zu nehmen. Was für eine angstvolle Nacht folgte darauf! Waterboer und die Griquas waren nach Griquatown zurückgekehrt. Hr. Hamilton und Hr. Melvill hatten sich mitten in die Gefahr hinein begeben. Die Betschuanenmänner saßen vor ihren Hausthüren, und horchten auf jedes leise Geräusch. Frau Moffat legte ihren beiden kleinen Kindern warme Kleider an, um zur Flucht in's

Gebirge bereit zu seyn. Hr. Moffat hängte seine Flinte und seinen Mantel an die Thüre, völlig gerüstet, seine Familie zu begleiten, und sie gegen die Raubthiere zu beschützen. Ein Weib, das den Tag zuvor dem Feind entronnen war, lief die ganze Nacht hindurch, erreichte endlich die Thüre eines Hauses, und fiel von Anstrengung ohnmächtig zu Boden. Als sie sich erholt hatte, war das erste Wort, das sie hervorbringen konnte: „die Mantati's!“ — „Dieß ging“, schreibt Hr. Moffat, „durch die Tausende wie ein elektrischer Schlag. Jedermann dachte, die Feinde seien ganz in der Nähe. Aber der Morgen brach an, und die Missionare nebst der ganzen Niederlassung waren immer noch unangefochten.“

Waterboer hatte gehört, eine unermeßliche Schaar von Mantati's ziehe am gelben Fluß und am Schlammfluß herab auf Griquatown los, er konnte daher seinen Wohnplatz nicht wieder verlassen, um den Betschuanen zu Hilfe zu kommen. Die Missionare brachten nun ihre Weiber und Kinder nach Griquatown in Sicherheit, bis die Furcht vor einem Angriff vorüber war. Die Feinde nämlich änderten ihre Richtung, und zogen nach einer andern Seite.

Heutzutage arbeitet ein Missionar mit Erfolg unter diesen wilden Mantati's.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung.)



Ihr sehet hier ein Missionshaus in Gnadenthal, der größten Missionsniederlassung in Südafrika, die gegen 50 Stunden von der Capstadt entfernt ist. Diese Mission wurde im Jahr 1737 von Georg Schmidt eröffnet, einem Manne von christlichem Eifer und Muth, der zu den mährischen Brüdern gehörte, die man heutzutage Herrnhuter nennt. Bald sammelte er eine Gemeinde, lehrte die jungen Leute lesen, und unterrichtete sie in allerlei nützlichen Künsten. Allein im Jahr 1744 mußte er nach Europa zurück gehen, und erst 50 Jahre später wurde die Missionsarbeit in Gnadenthal, das früher Bavianskloof hieß, wieder aufgenommen. Jetzt haben die dortigen Missionare mehr als 4000 Seelen unter ihrer Pflege, und außerdem sind noch mehrere Missionsplätze von ihnen angelegt worden. In dem Hause, das ihr da oben sehet, werden eingeborne Jünglinge zu Mis-

sionaren gebildet: diese Anstalt besteht seit dem Herbst 1838. Wie wohl thut es einem, eine solche bewährte und befestigte Anstalt im Reiche Gottes zu erblicken, während auf der andern Seite die Knechte des HErrn erst anfangen können, Pfosten zu schlagen, und das wilde Gestrüppe wegzuräumen, wie das bei Miss. Moffat in der Zeit, von welcher ich das lezte Mal erzählte, immer noch der Fall war. Wir fahren nun in seiner Geschichte fort.

Nachdem die Furcht vor den Mantati's verschwunden war, kehrten die Missionare auf die Station zurück, und fanden die Leute freundlicher gegen sie als vorher. Da sie immer noch großen Wassermangel litten, so wünschte Hr. Moffat an einen Platz zu ziehen, der nur drei Stunden weit entfernt, und nahe an der Quelle des Kurumanflusses war, wo es Wasser genug gab. Motibi wollte nicht dahin ziehen, legte aber auch Hrn. Moffat kein Hinderniß in den Weg, und er und seine Häuptlinge schloßen einen Vertrag mit dem Missionar, durch welchen ein etwa zwei englische Meilen langer Bezirk in dem Kurumanthale an die Londoner Missionsgesellschaft verkauft werden sollte. Nachdem dieser Vertrag im Okt. 1823 geschlossen worden war, machte Hr. Moffat mit seiner Gattin einen Besuch in der Capstadt, und nahm den jungen Prinzen Teelu und den Häuptling Taisho mit. Im Jahr 1824 kamen sie auf die Station zurück, und nun brach Hr. Moffat abermals auf, um seinen lange besprochenen Besuch bei Makaba, dem Könige der Wanketsen, zu machen. Er schloß sich an eine Anzahl Griqua's an, die auf die Elephantenjagd

giengen. Einmal reisten sie, um die kühle Zeit zu benützen, die ganze Nacht hindurch. Die Wagentreiber schliefen ein und verloren ihren Weg. Gegen 2 Uhr Morgens machten sie Halt, und zündeten Feuer an. Hr. Moffat zog seinen Compaß heraus, und suchte ihnen zu zeigen, daß sie, anstatt vorwärts zu kommen, wieder rückwärts gegangen waren. Sie sahen den Compaß an, und Einige von ihnen hießen ihn einen Betrüger. Andere sagten, er möge wohl den Weg in seinem eigenen Lande wissen, aber wie er ihn denn hier finden könne! Nach einiger Zeit stieg die Sonne im Osten auf, und nun sahen sie, daß der Missionar und sein Compaß Recht hatten. — Ein anderes Mal reisten sie zwei Tage lang ohne Wasser zu finden. Es waren eilf Wagen, 150 Ochsen, und beinahe 100 Männer; aber sie konnten vor Durst nicht mehr sprechen. So wanderten sie dahin, müd und traurig, und schweigend wie die Wüste umher, nur daß zuweilen einer der armen, abgematteten Ochsen ein Stöhnen hören ließ. Endlich kamen sie an ein Wasser, und nun hättet ihr sehen sollen, wie es drauf los gieng! Männer, Ochsen, Pferde und Schafe stürzten sich ohne Aufenthalt in den Strom hinein. Ein Mann wird von einem Ochsen niedergeworfen; Einer schreit, ein Pferd trete auf ihm herum; ein Anderer, er stecke fest im Schlamm; und nachdem Alle den Durst gestillt haben, erheben sie sich aus dem Wasser, nasse, mit Schlamm überzogene Gestalten, und setzen sich nieder, um zu essen und zu rauchen und von den überstandenen Mühseligkeiten mit einander zu schwatzen. Dergleichen Auftritte kommen auf einer afrikanischen Reise häufig vor.

Auf diesem Wege gelangten die Reisenden auch nach der Stadt Pitsan, welche mehr als 20,000 Einwohner zählte; aber wir dürfen uns bei der Schilderung derselben nicht aufhalten, sonst würde dieses Kapitel zu lang werden. Jedermann wollte Hrn. Moffat von seinem Vorsatz, Makaba zu besuchen, abschrecken; aber er ließ sich nicht einschüchtern und ging immer vorwärts. Eines Morgens sah man, daß 50 Ochsen sich verlaufen, und daß Makaba's Vorposten sie aufgefangen und einen geschlachtet hatten. Am Abend jedoch wurden sechs von den Ochsen nebst dem Fleisch des geschlachteten zurückgebracht, und die Zusicherung gegeben, daß auch die übrigen sobald als möglich ihrem Eigenthümer wieder zugestellt werden sollten. Die Leute hatten erfahren, wem das Vieh gehörte, und es war ihnen sehr bange, Makaba werde sie hinrichten lassen, weil sie Hrn. Moffats Ochsen genommen hatten. Noch war dieser mit seinen Begleitern nicht viel weiter gekommen, als Maroga, einer von Makaba's Söhnen, mit ihm zusammentraf. Er sagte: „Euer Anblick hat mich erschreckt, wegen der Beleidigung, die wir euch zugefügt haben. „Wir würden alle geflohen seyn, wenn wir nicht wüßten, „daß ihr Männer des Friedens seyd. Eure Ochsen sollen euch wieder zugestellt werden, nicht ein einziger soll „dahinten bleiben. Ich habe bereits Befehl gegeben, die „Männer, welche den Ochsen geschlachtet haben, in die „Stadt zu bringen. Sie sollen vor euren Augen in Stücke „gerissen werden. Makaba, mein Vater, wird ihnen „keinen Pardon geben, denn er hat euch schon lange als „seine Freunde erwartet.“ — Ihr könnet euch wohl den-

ken, liebe Kinder, daß Hr. Moffat an dieser Erklärung keine große Freude fand. Maroga bat ihn, diese Nacht bei ihm zuzubringen; aber er sagte, er müsse schnell voran eilen, aus Furcht, die armen Männer könnten umgebracht werden. Er lud Maroga und dessen Gemahlin ein, mit ihm in seinem Wagen zu fahren. Diese Fahrt ergötzte sie ungemein; es war die erste, die sie in ihrem Leben machten.

Am folgenden Tage begegneten sie einer Botschaft von Makaba, welche versicherte, der König habe vor Freuden nicht schlafen können, als er gehört, daß Hr. Moffat im Anzug sei. Er empfieng seine Gäste an der Thüre eines seiner Häuser, und es schien ihm sehr zu gefallen, daß sie so viel Vertrauen zu ihm hatten, unbewaffnet zu kommen; denn er wußte, daß man ihnen seine Grausamkeit mit grellen Farben geschildert hatte. Die Männer, welche den Ochsen schlachteten, wurden auf Hrn. Moffats Bitte begnadigt.

Makaba war sehr stolz auf seinen Muth und seine Eroberungen. Er rühmte sich oft, wie große Schaaren er erschlagen habe, und schloß dann mit dem Ausruf: „Wer ist mit Makaba zu vergleichen, dem Sohn des Meleta, dem Mann der Eroberungen!“ Auch auf sein Volk war er sehr stolz; und in der That herrschte unter demselben viel mehr Reinlichkeit und Sauberkeit, als unter dem Stamm, bei dem Hr. Moffat bisher gewohnt hatte. Zuweilen fragte der König Hrn. Moffat, ob denn die Batlapis ihm je eine Speise gegeben hätten, die nicht mit den Leichnamen von Fliegen verunreinigt gewesen, oder ob der Teller, auf dem man sie ihm ge=

bracht, anders als durch die Zunge eines Hundes abgespült worden. Uebrigens brachte er selbst seine Zeit auf eine nicht sehr königliche Weise zu. Morgens schnitt er Felle zurecht, aus denen Mäntel zusammengenäht werden sollten, und Nachmittags war er oft betrunken.

Makaba hatte eine Furcht vor den weißen Leuten, und es lag ihm deßwegen sehr viel daran, sich dieselben zu Freunden zu machen. Aber er hatte noch einen andern Grund, warum er sich so freute, Hrn. Moffat zu sehen. Davon will ich euch das nächstemal erzählen. Es wird euch an eine Geschichte in der Bibel erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grausamkeit der Heiden.

(Fortsetzung.)



Ein Sklavenhändler gieng durch ein Dorf in Westafrika, und die Eltern brachten ihre kleinen Knaben und Mädchen und verkauften sie an ihn. Ein Weib hatte eine einzige Tochter, die sie ihm für eine Halskette von

Glasperlen auslieferte. Das arme Mädchen war 14 Jahre alt, und als man es hinweg schleppen wollte, umschlang es die Kniee seiner gefühllosen Mutter und rief unter Strömen von Thränen: „o Mutter, verkaufe mich nicht! Was soll aus mir werden, und was soll aus dir werden? Wer wird dir Reis und Milch holen? Wer wird sich dein erbarmen, wann du stirbst? Bin ich je ungehorsam gegen dich gewesen? O Mutter, verkaufe nicht deine einzige Tochter! O Mutter, verstoße mich nicht hinweg von dir! verkaufe nicht deine einzige Tochter zur Sklavin eines Fremdlings!" Die unnatürliche Mutter schlug ihr die Kette in's Gesicht, stieß ihr Kind hinweg, und das arme Mädchen wurde aus seiner Heimath fortgeschleppt, um sie nie wieder zu sehen.

Die Gefühllosigkeit der Heiden zeigt sich besonders auch in der Behandlung des weiblichen Geschlechts, wie sie in der heidnischen Welt durchgängig vorkommt. In Ostindien ist ein Mädchen von der Geburt an ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, und wenn es am Leben bleibt, so bringt es seine Jugend in Unwissenheit und Bedrückung zu. Ein Hindu sagt: „ich habe drei Kinder und eine Tochter," als ob die Tochter nicht auch sein Kind wäre. Wird sie verheirathet, so darf sie mit ihrem Gatten nicht an Einem Tische essen, und hat in häuslichen Dingen gar nichts zu sagen. Oft muß sie arbeiten, während ihr Mann unthätig dasitzt. Da könnet ihr ein schwaches Weib sehen, die ihr Kind auf den Rücken gebunden hat, und am Ruder des Boots hart arbeiten muß, während ihr Gatte ruhig dasitzt und seine Pfeife raucht. Die Söhne werden von den

frühsten Jahren an dazu gewöhnt, ihre Mütter zu schelten und zu schlagen. In Südafrika sitzen die Männer oft faul im Schatten da, während ihre Weiber bauen, graben und andere harte Arbeit verrichten müssen. Wenn in China ein Mann von seinem Weibe redet, so sagt er: „mein Hund," oder „mein nichtsnütziges Weib da drinn!" Und das Hindugesetz bedroht jede weibliche Person mit Strafe, die es wagt, die Buchstaben des Alphabets zu lernen.

Ich will euch erzählen, was die tägliche Arbeit eines indianischen Weibes unter den Pawnees in Nordamerika ist. Eine Stunde vor Sonnenaufgang steht sie auf, packt das gedörrte Fleisch, Welschkorn und die übrigen Vorräthe zusammen, schlägt das Zelt ab, beladet und sattelt alle Pferde und Maulthiere, und mit Tagesanbruch beginnt der Marsch. Der Zug geht gewöhnlich 12 bis 15 engl. Meilen (5 bis 6 Stunden) lang fort, ehe man zum Mittagessen Halt macht: der Mann reitet, das Weib geht zu Fuß, und trägt auf ihrem Rücken ein Kind, oder irgend einen großen Pack; in einer Hand hat sie ein Bündel, oder einen Wasserkrug, mit der andern führt sie eines oder zwei von den Lastthieren. Kommt man auf den Lagerplatz, so muß sie die Thiere abpacken und dann das Zelt aufschlagen. Zu diesem Ende treibt sie 8 bis 10 starke, zugespitzte Pfähle in den Boden, der durch die Sonnenhitze fast so hart gebrannt ist wie ein Backstein. So bald sie damit fertig ist, geht sie aus, um Holz und Wasser zu suchen, und muß manchmal drei bis vier Meilen weit gehen, ehe sie findet, was sie braucht. Die Holzlasten, welche

sie zurück bringt, sind schwer. Ihre nächste Arbeit ist, daß sie das Feuer anzündet, das Fleisch zurecht schneidet und das Welschkorn zerstößt. So bald die Mahlzeit geendigt ist, packt sie das Zelt wieder zusammen, beladet die Pferde, und muß noch einmal drei bis vier Stunden zurück legen. Dann geht ihre Arbeit auf's neue an, daß sie Wasser und Brennholz aufsucht und das Mahl für die Männer zurecht macht. Dieß sind ihre Arbeiten an einem Reisetage. An einem gewöhnlichen Tage sind sie anderer Art, aber nicht minder schwer. Ihr Leben ist die härteste Sklaverei; während ihr Gatte sich mit der Jagd belustigt, oder seine Zeit mit Nichtsthun zubringt.

Nur das Evangelium verhilft dem weiblichen Geschlecht zu der Stellung die ihm gebührt, denn in Christo ist weder Mann noch Weib, weder Knecht noch Freier; und die Last, die man zu tragen hat, trägt der Christ um Christi willen, dann wird sie leicht.

Ein Brief von Miss. Eipper in Neuholland.

An alle die lieben Kinder, welche bei der Jgfr. Ch. K. in E. die Röcklein für die armen Heidenkinder gemacht haben.

Zionshill, Moretonbai, 16. Dezember 1842.

Liebe Kinder! Ich wünsche euch viel Heil und Segen für die Arbeit, die euch gewiß keine Last gewesen ist; und möge der treue Heiland, welcher gesagt hat: „was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan,“ und der auch eure Arbeit der Liebe für die Heidenkinder also ansieht, euch

auch dafür segnen, und euch bald die Freude schenken, zu hören, daß die Heidenkinder den Heiland lieben gelernt haben, und die Röcklein tragen können, die ihr Ihm zu lieb für sie gemacht habt. Denn jetzt kann ich sie ihnen noch nicht geben, weil die armen Heidenkinder sich noch mit rother oder gelber Farbe oder mit Kohlen bemalen; da würden die Röcklein in Einem Tag roth oder schwarz, und so schmutzig wie der Boden. Ihr habt nun noch eine große Aufgabe, nachdem ihr die Röcklein gemacht, nämlich die: den lieben Heiland zu bitten, daß Er die armen Heidenkinder zu sich ziehen und sie bekehren wolle, damit sie sich auch nicht mehr bemalen, und ihre schmutzige Lebensart aufgeben, und sich reinlich kleiden. Darin aber müßt ihr nun recht treu seyn, und es nie versäumen, für sie zu beten. Er erhört es gewiß, denn Er hat sich ja aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Lob zubereitet. Bedenket, liebe Kinder, das Elend dieser armen Kleinen, die im Walde nackt herumlaufen, und von Wurzeln, Eidechsen, Schlangen, Fischen, Würmern und allerhand eckelhaften Dingen leben! Wenn ich sie frage, „wollt ihr zur Schule kommen?“ so fragen sie: „was gibt's zu essen?“ und möchten schon vorher sich voll essen; nur wenn sie den Reistopf über dem Feuer sehen, dann kommen sie, und sagen: „mach's aber nicht lange, wir sind hungrig.“ O danket doch dem Heiland, daß Er euch hat unter Christen geboren werden lassen, wo ihr von Ihm gelehrt werdet, Sein heiliges Wort lesen, und beten und arbeiten lernet. Es steht aber einem Christenkinde schlecht an, für die Heidenkinder zu beten, wenn es selber noch

nicht bekehrt ist, wenn es sich nicht über seine Unarten schämt, oder gar neidisch, zornig und gehässig ist. Ein solches Kind ist dem Heiland nicht wohlgefällig, und meinet ihr, Er könne sein Gebet erhören, oder sich über ein Röcklein freuen, das ein bösartiges Kind gemacht hat? Nimmermehr. Darum, wenn ihr die Röcklein nicht umsonst gemacht haben und nicht in den Wind beten wollt, so rufet erst den Heiland an, daß Er euch ein neues Herz schenke, damit ihr Ihm wohlgefällig seyd. Wenn ihr euch Ihm ganz hingebet, so wird Er eure Sünden und Unarten alle wegnehmen, und ihr werdet Kinder werden des lieben Vaters im Himmel; und wenn dann der Heiland die Heidenkinder bekehrt, so werdet ihr sie einst sehen im Himmel, wo alle Auserwählten des HErrn von Abend und von Morgen, von Mittag und von Mitternacht, mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen. Dazu segne der Heiland diese Liebesarbeit an euren jungen Herzen nach Seinem Wohlgefallen, und auch ich segne euch, liebe Kinder, von Australien aus, und bitte euch nochmals von Herzen, daß ihr allen Fleiß thut, des Heilands Schäflein zu werden.

Missionslied.

O Du süßes Jesuslicht!
Hätt' ich Deine Strahlen nicht,
O wie wär's bei mir so trüb!
Darum bist Du mir so lieb.

Wenn Du scheinest in mein Herz,
Regt sich's drin, gleichwie im Merz
Sich die Erd' erwärmt und regt,
Frisches Grün und Veilchen trägt.

Ja es wird mein Herz so warm
Wie ein Kind im Mutterarm,
Weil Dein Licht, HErr Jesu Christ,
Lauter warme Liebe ist,

Und die Liebe treibt mich dann
Bald zum ernsten Fragen an,
Ob, wie ich, das frohe Kind,
Auch die Andern glücklich sind.

Ach! so manches Kinderherz
Ist noch hart und kalt wie Erz.
Sende, Jesu, sende Du
Ihnen Licht und Liebe zu!

Lieber Heiland Jesus Christ!
Mach doch hell, was dunkel ist!
Ruhe nimmer, bis Dein Licht
Durch die trübsten Scheiben bricht.

Mach die Christenherzen heiß,
Daß der ganze Erdenkreis,
Jeder Heide auf der Erd',
Ihre Liebe inne werd'!

Ach wie wird's dann lieblich seyn,
Wann einst in gemischten Reih'n
Christenvolk und Heidenschaar
Jauchzt am himmlischen Altar!

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Das Kinder-Missionsfest in London.

Da drüben sehet ihr eine heidnische Mutter sammt ihrem Kinde. Es fällt ihr nicht ein, dasselbe artig zu kleiden und zärtlich mit ihren Armen zu umschlingen, wie bei uns die Mütter es mit ihren Kindern machen, sondern sie wirft es nachlässig über ihre Achsel. Liebe Kinder, solltet ihr nicht dankbar dafür seyn, daß ihr nicht eine solche Mutter gehabt habet?

Dieses Weib ist gebürtig aus Vandiemensland, einer Insel im Süden von Neuholland, wohin man von England aus Diebe und allerlei andere Verbrecher schickt. Wo die Europäer sich unter den Wilden niederlassen, da geschieht es fast immer, daß die Eingebornen des Landes hinwegsterben; oft empören sie sich gegen die Colonisten, und diese hinwiederum ruiniren sie von Grund aus. So ist es auch in Vandiemensland gewesen. Im Jahr 1835 betrug die Zahl der dorthin gesandten Verbrecher 12000, und die der freien weißen Ansiedler 15 bis 20000, während von den Eingebornen nur etwa 300 noch übrig waren. So wird es auch in Australien gehen, wenn wir nicht Missionare hinschicken, um die armen, elenden Einwohner zu bilden und zu retten.

Die Leute auf Vandiemensland haben sehr viel Aehnlichkeit mit denen auf Neuholland, von denen euch neulich ein Brief eines Missionars erzählt hat. Sie sind schwarz und haben wolliges Haar. Ihre Wohnungen

haben sie gewöhnlich in hohlen Bäumen; die Männer tragen lange Bärte, die mittelst einer dicken Farbe zu einem Klumpen zusammen gebacken sind, und ihre Haut ist mit Schmuz überzogen. Sie scheinen noch stumpfer und thierischer zu seyn als jede andere heidnische Nation unter dem Himmel, und doch nicht so sehr, daß sie nicht durch den erleuchtenden und erneuernden Einfluß des Geistes Gottes umgewandelt werden könnten. Es war eine Zeit, wo auch in England die Kinder nackt und wild umher liefen, wo ihre Väter von der Jagd lebten und ihre Körper bemalten und sich in Thierhäute kleideten und — was die Leute in Australien nicht thun — Menschenopfer brachten. Die Römer meinten, sie seyen sogar zu dumm für den Sklavendienst. Cicero, in einem Brief an seinen Bruder Atticus, bittet ihn, doch ja keine Sklaven aus England kommen zu lassen, sie seyen gar zu dumm, und ganz unfähig, etwas zu lernen. Es fiel ihm nicht von weitem ein, daß dieses England einst durch seine Missionare in allen Welttheilen Bildung verbreiten werde; und ebenso wenig wissen wir, was aus den armen und elenden Einwohnern von Australien noch werden kann, wenn sie einmal dazu gebracht werden, das Evangelium anzunehmen und ihm zu folgen. Wie lebhaft in diesem England heutzutage die Missionssache von den Christen betrieben wird, davon sollet ihr heute ein Beispiel vernehmen.

In London ist ein großes Gebäude, Exeterhall genannt, wo Missionsversammlungen gehalten werden. Am Osterdienstag, den 29. März 1842, wurde in dem großen Saal dieses Hauses eine Kinder-Missionsver-

sammlung gehalten. Es war ein lieblicher Morgen, und schon lange vor der bestimmten Zeit sah man ganze Schulen die Straßen einher ziehen. Viele wurden in Korbwägen hergeführt, 40 bis 50 Kinder in Einem Wagen. Einige von diesen sangen während des Fahrens geistliche Lieder, und die Omnibusführer und andere Leute schienen an diesen ungewöhnlichen Passagieren eine große Freude zu haben. Eine gute Weile vor dem Beginn der Reden war der Saal mit Kindern angefüllt, die alle einander anlächelten, oder sich etwas zuflüsterten. In den mittleren Reihen saßen die Mädchen, und auf beiden Seiten die Knaben. Die Väter und Mütter hatten ihre Plätze auf der Galerie, und die Redner, Geistliche und andere Freunde auf der Platform. Nach einiger Zeit trat eine Schaar kleiner Mädchen herein; es waren lauter Töchter von Missionaren, die in einer eigenen Schule in Walthamstow erzogen werden. Sie hatten schwarze Bänder an ihren Hauben, denn eine aus ihrer Mitte war kürzlich gestorben.

Etwa 20 Minuten vor 11 Uhr trat Dr. Morison an das Geländer der Platform und gebot Stille. Alle die kleinen Stimmen wurden sogleich zur Ruhe gebracht. Er sagte: „Kinder, ich weiß, ihr habt die Kinder lieb, die noch draußen stehen. Es stehen noch ungefähr 1000 Kinder vor den Thüren; wollt ihr so nahe als möglich zusammen sitzen, damit einige von ihnen noch herein können?“ Kaum hatte er ausgeredet, so ging eine lebhafte Bewegung unter den Kindern an, um für die draußen Platz zu machen; und nun füllten sich alle Ecken, daß man nichts mehr sah als Köpfe.

Endlich kam der Präsident mit den Rednern. Er sagte den Kindern, es seyen so viel mehr Kinder gekommen, als man erwartet habe, daß man auch noch einen andern Saal im untern Stockwerk, und noch einen dritten habe eröffnen müssen, und dennoch sey für gar viele nichts anderes übrig geblieben, als wieder fort zu gehen. So waren also drei Versammlungen zu gleicher Zeit unter demselben Dach, und in jedem Saal wurden von einigen Herren Reden gehalten.

Es gab für die Kinder Vieles nicht blos zu hören, sondern auch zu sehen. Außer Hrn. Moffat, von dem ich euch ja schon so Manches erzählt habe und künftig noch mehr erzählen werde, und Hrn. Barrett von Jamaika, und Hrn. Pritchard von den Südseeinseln, waren auf der Platform noch verschiedene andere sehr interessante Personen. Da war das arabische Mädchen, von dem ich euch kürzlich in diesen Blättern eine Abbildung habe sehen lassen; neben ihr saß Sarah Roby, das nämliche Mädchen, das Hr. Moffat aus dem Grabe errettete, ganz dunkelfarbig, und jetzt ziemlich heran gewachsen. Auch ein junger Betschuane war da, und ein junger Syrier. Das Bildniß des letzteren habt ihr auch schon gesehen. Alle diese jungen Fremdlinge sind nach England gekommen, um dort zu Lehrern für ihre Landsleute gebildet zu werden. Auf der andern Seite der Platform saßen drei kleine chinesische Mädchen, die in China ihre Augen verloren haben; zwei davon kennet ihr schon. Diese kleinen Mädchen schienen sehr wohl auf zu seyn. Ob sie gleich nichts sehen konnten, so merkten sie doch an dem Geräusch um sie her, daß das Ge-

mach, in dem sie sich befanden, sehr groß und voll Kinder sey. Sie konnten das Singen und die Reden hören, und hatten eine große Freude daran.

Die Versammlung wurde mit zwei Versen von dem Lied eröffnet:

„O großer Gott, zu Dir
Erheb' ich meine Stimme!"

Darauf folgte ein Gebet, und der Präsident, Dr. Leifchild, hielt die Einleitungsrede. Er sprach von den Vortheilen, welche die Bekanntschaft mit der Missionssache jungen Leuten bringen könne, und sagte, die Kinder lernten viel eher etwas von der Mission verstehen, als man gewöhnlich glaube. „In meiner Kindermissionsstunde," erzählte er, „sah ich einmal ein kleines Knäbchen auf dem Arm seiner Mutter. Ich dachte, dieses Kind sey viel zu jung, um etwas zu verstehen, und fragte es: „„Weißt du denn auch, was du da thust?"" — „„Ja, Geld geben,"" erwiederte es. — „„Wozu denn?"" fragte ich weiter. — „„Um JEsus Christ zu den Heiden zu schicken,"" war die Antwort.

Nach diesem kam Hr. Moffat, und sagte, er würde es schon für der Mühe werth gehalten haben, den weiten Weg aus Afrika herüber zu kommen, um so viele Kinder beisammen zu sehen, und er werde diesen Auftritt nie vergessen. Dann stellte er der Versammlung das arabische Mädchen vor, und die Sarah Roby, und den jungen Betschuanen, der ihm bei der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Betschuanensprache geholfen hatte. Diesem jungen Mann hatte Hr. Moffat in seiner Kindheit auf dem Schlachtfeld das Leben gerettet, und ebenso

auch der Mutter desselben. „Niemand von euch,“ sagte er, „kann sich die Gräuel vorstellen, von denen eine Schlacht unter den Wilden begleitet ist. Der Vater lag todt auf dem Schlachtfeld, und ich sah blutige Streitäxte über meinem Haupte schwingen, weil ich versuchte, das Kind und seine Mutter zu retten. Es gelang mir aber doch; und dieser junge Mann ist nun zu einem Christen herangewachsen, und bereitet sich vor, um als Lehrer zu seinen Landsleuten zurück zu kehren.“ Hr. Moffat schloß seine Anrede an die Kinder mit folgenden Worten: „Ich gehe nun auf mein Arbeitsfeld zurück, und hoffe, wann ich wieder in Afrika bin, so werdet ihr an mich denken, und für mich beten, und wann ich mit meinen Mitarbeitern einmal im Grabe liege, so werden sich aus euren Reihen andere erheben, die unsere Plätze ausfüllen.“

Hierauf hielt der junge Betschuane eine kurze Ansprache in gutem Englisch. Er sagte: „Ich habe nie eine solche Menge von Kindern gesehen, die versammelt waren, um für den HErrn zu arbeiten. JEsus Christus hatte, als er auf Erden war, die kleinen Kinder lieb, und freute sich über ihr Hosiannahrufen, und wie sehr muß Er sich jetzt freuen, wann Er sieht, daß so viele Kinder zusammen kommen, um Etwas für Ihn zu thun!“

Der Prediger Fletscher stand nun auf, und sagte: „Ich bin oft in dem Fall gewesen, Anreden an Kinder zu halten, aber noch nie habe ich eine so große und interessante Versammlung gesehen wie diese.“ Dann fuhr er fort: „Ich habe drei Fragen zu machen: 1) Wer sind die Heiden? Könnet ihr euch eine Reihe von Män-

nern vorstellen, die 100 Mann hoch sich von einem Ende des Landes bis zum andern 300 Stunden weit erstreckt? Aber die Zahl der Heiden ist noch viel größer. 2) In welchem Zustand befindet sich die Heidenwelt? Ich will dieß durch eine andere Frage erläutern. Habt ihr je einen Löwen gesehen? In meiner Knabenzeit kannte ich einen berühmten Löwen, der in Exeterchange gehalten wurde, wo jetzt dieser Saal steht; aber ich habe euch von einem 6000jährigen Löwen zu erzählen. Er kommt brüllend aus seiner Grube, und diese Grube heißt der bodenlose Abgrund. Er springt von einer Nation zur andern, und verschlingt Menschen in allen Ländern. Außer diesem Löwen gibt es drei mächtige Räuber: Unwissenheit, Abgötterei und Grausamkeit. Die dritte Frage ist: Was habt ihr zu schicken? Antwort: Schiffe, mit Bibeln beladen — Tausende von Herolden, welche die Erlösung predigen — Brod, das Brod des Lebens — Wasser auch, Wasser aus dem Strom, der die Stadt Gottes fein lustig macht — Kleider, den Rock der Gerechtigkeit: denn die Heiden sind geistlich nackt — und endlich die kostbare Perle, oder, wie der kleine Knabe zu Dr. Leifchild sagte: ihr sollt den Heiden schicken JEsus Christ."

Miss. Pritchard stand auf und sagte: „Meine lieben Kinder, ich bin von den Südseeinseln gekommen. Vielleicht wissen einige von euch nicht, wo die Südseeinseln sind. Sie sind auf der andern Seite der Erdkugel, und es ist bei ihnen Nacht, wann wir Tag haben. Die Kinder auf den Südseeinseln liegen nun in ihren Betten und schlafen, und wann ihr euch heute Abend

zur Ruhe leget, dann stehen sie auf. Ich will euch nun etwas von den Kindern in jenem Theil der Heidenwelt erzählen. Dort war es der Brauch, daß die Eltern viele von ihren Kindern umbrachten, sobald sie geboren waren. Diejenigen kleinen Knaben, die man nicht umbrachte, wurden von ihren Müttern entweder dem Kriegsgott Oro, oder dem Gott der Diebe Hiro geweiht. Es war der höchste Wunsch eines Mutterherzens, daß ihr Sohn entweder ein berühmter Krieger oder ein berüchtigter Dieb werden möchte. Wie ganz anders machen es eure Eltern, meine lieben Kinder! Anstatt euch in einen Heidentempel zu tragen, damit der Priester euch dem Kriegsgott oder dem Gott der Diebe weihe, bringen sie euch in eine christliche Kirche, und heiligen euch dem Jehovah, dem wahren Gott, und beten, daß ihr möget Seine Kinder in Christo JEsu werden. Auf jenen Inseln wurden die Kinder angewiesen, Götzen anzubeten. Meine lieben junge Freunde, ich will euch hier zwei von diesen Götzen zeigen, die man sonst göttlich verehrte.“ Bei diesen Worten hielt Hr. Pritchard ein schwarzes häßliches Götzenbild in die Höhe, das gekleidet und verziert, und ringsherum mit Menschengebeinen behängt war. Dieses wurde einst in Rarotonga angebetet, wo Miss. Williams sein Missionsschiff baute. Hierauf zeigte er ein kleineres Götzenbild, das aus Stecken und Federn zusammengesetzt zu seyn schien, und gerade aussah, wie zwei oder drei zusammengebundene Häringsschwänze. „Dieß,“ sagte er, „war der Hauptgötze in Mangaya, einer Insel, nahe bei Rarotonga; diesem verächtlich aussehenden Ding pflegten sie Men=

schenopfer zu bringen. Oft wurden Menschen umgebracht, um diesem nämlichen Götzenbild, das ich hier in der Hand halte, geopfert zu werden. Ich bin gewiß, meine lieben Kinder, daß eure Herzen voll Mitleiden sind mit diesen armen Heiden, die in ihrer Blindheit sich vor dem Werk ihrer eigenen Hände beugen. — Die Kinder wurden gewöhnlich sehr grausam behandelt. Es gab häufige Kriege, und wenn eine Partei die andere überwunden hatte, so stachen die siegenden Krieger ihre Speere durch die Kinder, und hielten sie in die Höhe, um die Ueberwundenen den Todeskampf derselben sehen zu lassen. Zuweilen zogen sie einen Strick durch die Ohren der Kinder, banden so mehrere zusammen, und schleppten die armen kleinen Geschöpfe längs des Seestrandes dahin, bis ihre Beine gebrochen waren, und ihr Fleisch so zerfetzt, daß eines nach dem andern starb. Aber es wurden Missionare hingeschickt, und nun haben wir Kleinkinderschulen, und Schulen für größere Kinder und für Erwachsene. Ihr würdet eine Freude haben, wenn ihr ihre fröhlichen braunen Gesichter sähet und sie rufen hörtet: „„das ist ein Viereck, das ist ein Kreis, und das sind Parallellinien.““ In der Schule des Miss. Pitman auf Rarotonga sind 1000 Kinder. In Hr. Buzacotts Schule fand ich 800. Hr. Buzacott sagte zu einem Knaben von etwa 13 Jahren: „„Gib ein Lied an!““ Der Knabe stieg auf den Lesepult und gab in der Rarotongasprache das Lied an:

Als JEsus zog mit Seinem Heil
Zu Zions Thoren ein,
So hörte man die Kinder all'
Laut Hosiannah schrei'n.

Als der Knabe das ganze Lied gelesen hatte, standen sie alle auf, und sangen wie mit Einem Herzen und mit Einer Stimme: Hosiannah dem Sohne Davids! Ich bin nicht sehr nervenschwach, und Kleinigkeiten bringen mich nicht leicht zum Weinen; aber in diesem Augenblick konnte ich meine Thräne nicht zurück halten. Ich wußte, daß noch vor ganz kurzer Zeit diese Kinder nackt und schmutzig am Strand herum liefen und sich mit Menschenfleisch sättigten."

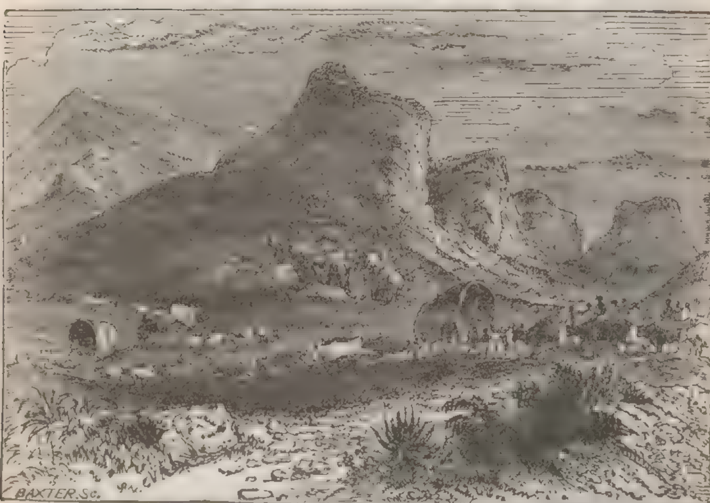
Die Versammlung würde nicht zufrieden gewesen seyn, wenn sie nicht Hrn. Pritchard auch einen Vers von dem Lied hätte singen hören. Er schien nicht gern vor den Tausenden von Anwesenden allein zu singen, und sagte, er wollte viel lieber, daß sie ein Duzend Kinder von den Südseeinseln singen hörten; aber es half Alles nichts, und so verstand er sich denn gutmüthig dazu, zum Ergötzen der Alten und der Jungen einen Vers in der Sprache der Südseeinsulaner zu singen.

(Schluß folgt).

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Missionar Moffat in Südafrika.

(Fortsetzung).



Da könnet ihr, liebe Kinder, auf diesem Bilde gleich sehen, wie sich eine Reise in Südafrika ausnimmt. An einem der Wagen zählet ihr vierzehn Ochsen; von einer Straße ist nichts zu erblicken; wohl aber von der Unebenheit des Weges. Auf diese Weise war Herr Moffat zu Makaba gereist, wie ich euch im Septemberheft erzählt habe. Dort versprach ich euch auch noch einen besonderen Grund anzugeben, warum sich Makaba über seine Ankunft so freute. Er gab Herrn Moffat öfters den Namen Tsala ea Moeng, oder: Freund des

Fremdlings. Hr. Moffat wünschte zu wissen, warum er ihn so gern bei diesem Namen nenne, und endlich sagte es ihm Makaba. Er hatte einen Sohn, Namens Tsusane, der nach seinem Tode König werden sollte. Makaba liebte den Tsusane; aber dieser undankbare Sohn verschwor sich gegen das Leben seines Vaters, um desto früher zur Regierung zu gelangen. Er hatte auf dem Wege, den sein Vater nehmen mußte, eine tiefe Grube gegraben, und in den Boden derselben spitzige Pfähle eingetrieben, in der Hoffnung, sein Vater werde in diese Grube hinein fallen; allein Makaba merkte die Gefahr, und Tsusane floh aus Furcht vor der Strafe. Er ging hierauf zu den benachbarten Stämmen, und reizte sie auf zur Empörung gegen seinen Vater. Bis zum Kurumanfluß kam er, erzählte seine Geschichte dem König Motibi, und wurde auch den Missionaren vorgestellt. Er war ein hübsch aussehender junger Mann und sehr redefertig. Seinen Vater nannte er den größten Tyrannen auf der Erde: „Makaba ist kein menschliches Wesen, er ist wie ein Raubthier," pflegte er zu sagen, und erzählte dann, wie er vor seinem grausamen Vater habe fliehen müssen, um sein Leben zu retten. Da nahm es ihn denn freilich sehr Wunder, daß Herr Moffat und Herr Hamilton seine Erzählung nicht glauben wollten, und ihm wegen der Empörung gegen seinen Vater Vorstellungen machten. Auch Motibi verweigerte ihm alle Hilfe. Nun hatte aber Makaba, als Tsusane floh, einige vertraute Freunde mit ihm geschickt, die ihn beobachten sollten, und die vorgaben, Freunde Tsusane's zu seyn. Diese Männer hörten die Worte der

Missionare, und berichteten sie dem König Makaba. Daher kam es, daß Makaba Hrn. Moffat den „Freund des Fremdlings" nannte.

Makaba sorgte aber noch immer für seinen unwürdigen Sohn, und befahl seinen Kriegern, das Leben desselben nicht anzutasten. Tsusane machte häufige Angriffe auf die Unterthanen und Heerden seines Vaters. Bei einem derselben wurde er zurückgeschlagen und suchte seine Rettung in der Flucht. Einer, der schneller war als er, holte ihn ein und rief: „Wirf deine Waffen weg, so ist dir das Leben geschenkt!" Tsusane wandte sich um, und warf seinen Speer nach dem Mann, verfehlte aber sein Ziel. Sein Verfolger holte ihn abermals ein, und rief ihm dieselben Worte zu, mit der Versicherung: „dein Vater liebt dich und will dich nicht tödten." Tsusane schleuderte einen andern Spieß nach ihm, und floh weiter. Zum drittenmal schallte die Stimme der Gnade in seine Ohren; aber er wollte nicht darauf hören; und als er seine Streitaxt zog, durchbohrte ihn sein Verfolger mit seinem Assagay (Speer). Makaba trauerte um seinen Sohn, und hätte beinahe den Mann, der ihn erschlug, darüber bestraft. Er sprach oft von dieser traurigen Geschichte, wiederholte jedes Wort, das Herr Moffat am Kuruman gesagt hatte, und fragte ihn, ob ihm damals der große Geist entdeckt habe, was an der Sache sei.

Ich werde euch nicht erst sagen dürfen, an welche Geschichte in der Bibel dieser Vorfall erinnert.

Nach längerem Aufenthalt verabschiedete sich endlich Hr. Moffat, und trat seine Heimreise wieder an.

Wir wollen ihn aber jetzt für eine Weile verlassen, und einen Blick nach der Station am Kuruman werfen, um zu sehen, wie es der Frau Moffat während der Abwesenheit ihres Gatten ergieng. Gleich nach seiner Abreise war Herr Hamilton auf die neue Station gegangen, um die Ansiedlung daselbst vorzubereiten. Frau Moffat war mit ihren zwei Kindlein und zwei kleinen Buschmannskindern allein in dem Hause zurück geblieben. Eines Abends trat ein Hottentottenmädchen händeringend herein, und erzählte, die trotzigen Mantati's seien auf dem Wege nach dem Kuruman. Frau Moffat schickte nach Motibi, empfahl sich und ihre Kleinen dem Schutze Gottes, und legte sich dann zum Schlafe nieder. Fürwahr nichts als das Vertrauen auf den Allmächtigen konnte es ihr möglich machen, unter solchen Umständen zu schlafen. Um Mitternacht erwachte sie von einem lauten Klopfen an der Thüre. Sie dachte, vielleicht möchten es die Feinde seyn; als sie aber fragte, wer draußen sei, hörte sie Motibi's Stimme. Sie öffnete die Thüre, und er trat mit so vielen Leuten, als das Haus fassen konnte, herein, und brachte die Nachricht, die Mantati's seien wirklich im Anzug begriffen. Nun machte sie ein Licht, ließ sich Alles ausführlich erzählen und setzte sich dann nieder, um einen Brief an Herrn Hamilton zu schreiben. Gegen 8 Uhr Morgens traf er ein, und fand Alles in großer Hast und Verwirrung. Die Krieger versammelten sich aus den benachbarten Orten; einige vom Volk packten ihre Sachen zusammen; Andere vergruben ihre Habe in die Erde, und Alle rüsteten sich zur Flucht.

Gegen Mittag kam die Botschaft, die Mantatis seien auf die Barolongen losgegangen, anstatt auf den Kuruman. Nun war große Freude in allen Herzen, ein einziges ausgenommen. Die arme Frau Moffat war jetzt viel ängstlicher und bekümmerter als zuvor: denn sie fürchtete, ihren Gatten nie wieder zu sehen. Sie wußte, daß er um diese Zeit von Makaba aufbrechen, und gerade auf dem Weg zurück reisen wollte, den die Mantati's eingeschlagen hatten, daß er also unfehlbar mit ihnen zusammentreffen werde. Die Betschuanen auf der Station hatten Mitleiden mit ihr; aber so dringend sie auch bat, wollte es doch keiner wagen, Hrn. Moffat aufzusuchen. Von vielen Leuten erhielt sie Nachricht, daß er umgebracht worden sey. Einer wollte ein Stück von seinem Wagen gesehen haben, ein Anderer ein Stück von seinem Sattel, wieder ein Anderer Fetzen von seinen blutbefleckten Kleidern. So giengen drei lange, schwere Wochen von Angst und Furcht dahin.

Ich darf euch nicht erst sagen, daß Hr. Moffat noch am Leben war, denn er ist ja voriges Jahr noch in London gewesen; aber allerdings befand er sich in Gefahr. Nachdem er Makaba verlassen hatte, wollte Berend, der Griquahäuptling, die Gesellschaft verlassen und auf einem andern Wege nach Hause ziehen. Hätte er das gethan, so wäre Hr. Moffat sicher erschlagen worden. Er besann sich jedoch eines Besseren und blieb bei dem Missionar. Als sie in die Nähe der Hauptstadt der Barolongen kamen, sahen die Mantati's die Wagen (oder, wie sie es nennen, die Reisehäuser) der weißen Leute, und beschloßen, zur Nachtzeit über sie

herzufallen. Eine große Anzahl von ihnen versteckte sich im Gebüsch, und als der Abend hereinbrach, und Hr. Moffat mit einigen seiner Leute des Weges daher kam, erhob sich ein Kopf um den andern vom Boden, und ein wildes Geschrei ließ sich hören. Hr. Moffat beschreibt einen dieser Wilden, dem die übrigen so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Sein schwarzer Körper war mit Fett und Kohle noch schwärzer gemacht; er trug schwarze Straußfedern auf dem Kopf; seine Augen blitzten vor Wuth, und sein Mund stieß zornige Flüche aus. Diese Wilden hatten noch nie Feuergewehre gesehen, und so gelang es Hr. Moffat und seinen Begleitern mittelst ihrer Musketen und Pferde, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen und für diese Nacht zu entkommen. Am folgenden Morgen schickten die Barolongen zu den Griqua's mit der Bitte, sie möchten ihnen gegen die Mantati's Hilfe leisten. Die Griqua's willigten ein, und die Mantati's wurden zurück getrieben. Diese waren freilich sehr erstaunt, als sie am Abend sahen, wie die Griqua's ihre Weiber und Kinder und einen großen Theil ihrer Heerden ihnen wieder zuführten. Der Griquahäuptling war ein Christ. Seine Religion hatte ihn gelehrt, auch gegen Feinde Güte zu beweisen. Herr Moffat hatte, wie gewöhulich, Gelegenheit gehabt, sich der armen Weiber und Kinder barmherzig anzunehmen. Ich kann euch jedoch aus Mangel an Raum von diesem Treffen nichts weiter erzählen.

Als Hr. Moffat wieder nach Hause kam, war es eben, wie wenn Einer von den Todten auferstanden wäre.

Gerade an diesem Morgen hatte seine Gattin endlich einige Männer dahin gebracht, ihn aufzusuchen, und nun durfte sie ihn selber wieder sehen gesund und wohlbehalten. Ihr könnet euch denken, wie sehr sie erfreut war. Wer von euch wollte sich nicht mit ihr freuen!

Bald darauf kam Hr. Moffat nebst seiner Familie, und allen, die zur Missionsstation gehörten, in große Gefahr von Seite eines Räuberhaufens, der in den Gebirgen lagerte. Die Anführer dieser Räuberbande waren Griqua's. Sie hatten sich einst auch zum Christenthum bekannt; aber sie waren nicht von Herzen Christen, und wurden es bald müde, sich den christlichen Gesetzen zu unterwerfen. So liefen sie denn von Griquastadt hinweg, sammelten viele schlechte Leute aus andern Stämmen um sich her, und lebten von Raub und Mord. Hunderte metzelten sie nieder, und den Weibern hieben sie die Hände ab, um ihre Armringe desto leichter stehlen zu können. Motibi und sein Volk waren in großer Furcht, und die armen Missionare mußten wie gewöhnlich an Allem schuld seyn. Da sie mit den christlichen Griqua's freundlich standen, so wurde behauptet, sie seyen auch mit diesen schlechten Ausreißern in Verbindung; und wenn sie dem Volk predigten, wie zuvor, so konnte Motibi ihnen zornig zurufen: „Gehet hin und bekehret die Griqua's!“ Die Räuber drohten, zu kommen und die Station zu zerstören. Die Betschuanen flohen, die Missionare packten zusammen, und suchten Zuflucht in Griquastadt, wagten es aber doch nach etwa vier Wochen, wieder zurück zu kehren. Bald darauf hörten sie, eine andere wilde Bande schicke sich an, sie zu über-

fallen. Aber dießmal beschloßen sie, auf ihrem Posten zu bleiben. Die Banditen kamen nicht, dagegen erhielten sie einen viel angenehmeren Besuch, einen Missionar, Namens Hughes, einen Steinhauer, Namens Millen, und einige Hottentotten aus Bethelsdorp. Diese waren gekommen, ihnen bei dem Bau der Kapelle, der Schule und der Wohnhäuser auf der neuen Station zu helfen, und nun machte sich Alles ernstlich an die Arbeit.

Ihr werdet vielleicht denken, es sey ein leichtes, liebliches Geschäft gewesen, Hütten aufzurichten und Schatten verheißende Bäume zu pflanzen; aber es war in der That ganz anders. Viele von den Eingebornen waren aus Furcht vor dem Feinde geflohen, und das Häuflein der Missionare stand fast ganz verlassen. Wenn sie an ihre Arbeit giengen, mußten sie ihre Flinten mitnehmen, aus Furcht, von den Wilden überfallen zu werden. Ihr Vieh wurde von den verhungerten Eingebornen gestohlen. Sie selbst litten großen Mangel an Nahrungsmitteln, und lebten fast blos von dem Wildbrät, das sie mit ihren Flinten erlegen konnten. Ferner mußten sie einen großen, zwei englische Meilen langen, Wassergraben ziehen, um das Wasser aus dem Flußbett herzuleiten; und dieß war ihr tägliches mühseliges Geschäft unter einer brennenden Sonne und in einem Lande, wo im Lauf eines ganzen Jahres nur ein einziger Regen auf den harten Boden gefallen war. Die Hottentottenarbeiter wurden unbotmäßig und liefen davon. Ein Buchstabirbuch, ein Katechismus und Abschnitte der heiligen Schrift, deren Uebersetzung viel Sorgfalt und Mühe gekostet, und die man nach der Kapstadt geschickt

hatte, um sie dort drucken zu lassen, wurden durch einen Mißverstand nach England geschickt, und so gieng viele Zeit verloren. Herr Hughes wurde sehr krank, so daß die Missionare dachten, er werde sterben. Herr und Frau Moffat verloren einen kleinen Knaben, und mußten den neuen Begräbnißplatz der Station mit diesem schmerzlichen Opfer einweihen. Aber bei alle diesem harrten sie dennoch aus. Der Graben wurde vollendet, die Mauern stiegen empor, die Pflanzungen wurden angelegt, und eine schöne, blühende Missionsstation erhob sich, die das Auge des Wanderers erquickte und den erstaunten Stämmen umher als Musteranlage dienen konnte.

Im Jahr 1826, als das Land so ziemlich ruhig war, machte sich Herr Moffat auf zu einem Besuch bei den Barolongen, um die Sprache der Eingebornen gründlich zu erlernen. Zu Hause war er mit hundert andern Dingen so beschäftigt, daß er dem Sprachstudium nicht Zeit genug widmen konnte. Er nahm einen Mann mit als Wagenführer, einen Knaben, der die Ochsen leiten sollte, und zwei Barolongen. Außer den Ochsen hatten sie auch eine junge Milchkuh bei sich. Einmal in der Nacht wurde die Kuh von einem gräulichen Löwen angefallen. Die Nacht war so finster, daß die Reisenden nichts sehen konnten; aber sie hörten, wie der Löwe ihre Gebeine zerbrach, und wie die arme Kuh so jämmerlich brüllte. Herr Moffat schoß einmal um's andere nach der Richtung, von welcher dieses Geschrei herkam. Aber der Löwe antwortete nur mit fürchterlichem Gebrüll und machte einen Sprung gegen den

Wagen. Die Barolongen warfen zwei Feuerbrände, damit Herr Moffat einen Augenblick sehen könnte, wohin er zu zielen habe. Der Löwe stürzte auf die beiden Männer los, so daß Herr Moffat nur eben noch Zeit hatte, zwischen sie und den Löwen hinein zu schießen. Die Kugel schlug gerade unter der Nase der stolzen Bestie in den Boden, und furchtbar heulend kehrte der Löwe wieder um. Herr Moffat und einer von den Männern krochen nun leise umher, um etwas Holz zu suchen, und ein Feuer anzuzünden, weil das die wilden Thiere am meisten abschreckt. Während sie so umher suchten, entdeckte Herr Moffat nicht weit davon vier große Thiere mit haarigen Köpfen; und als er sie ein wenig genauer betrachtete, fand er, daß es Löwen waren. Auf Händen und Füßen machte er sich so schnell, als er konnte, davon. Gleich darauf traf er auf seinen Wagentreiber, der ihn nach einer andern Seite sehen hieß, und dort erblickte er zwei große Löwen und einen jungen, von denen sie beobachtet wurden. Herr Moffat und der Mann machten sich auf zu dem Wagen, und hörten, wie der erste Löwe immer noch die Knochen der Kuh zermalmte. Die Reisenden brachten keine sehr angenehme Nacht zu bei dem Gedanken an sechs hungrige Löwen um sie her, während vielleicht noch manche andere da waren, die sie nicht einmal sahen. Die beiden Barolongen saßen seufzend da, und waren ganz traurig darüber, daß der Löwe von ihrer Kuh so eine schöne Mahlzeit hielt und ihnen so viel gute Milch raubte. Die andern Löwen machten keinen Angriff, und am folgenden Morgen zogen die Wanderer ihres Weges weiter.

Herr Moffat kam oft in solche Gefahr von Löwen und anderen wilden Thieren, wo er sein Leben nur mit genauer Noth errettete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kindermissionsfest in London.

(Schluß.)

Herr Pritchard fuhr fort: „Als ich von meinem Besuch in dieser Schule wieder nach Hause gieng, sah ich einen kleinen Knaben mit einem Stein in der Hand auf seine Wohnung zugehen. Die Kinder benützen diese Steine als Schiefertafeln, und halten sie sehr werth, weil sie sich dieselben nur mit großer Mühe verschaffen können. Sie gehen in die Berge, und holen sich einen passenden Stein, und schleifen ihn dann glatt mit einem andern Stein. Dann tauchen sie im Wasser unter, und holen die Stacheln des Seeigels herauf, die sie an einem Ende anbrennen und dann als Bleistift gebrauchen. Ich sagte zu dem kleinen Knaben: „Höre, mein lieber Junge, ich wollte, du gäbest mir deinen Stein.“ Der Knabe sah ganz schlau zu mir empor und fragte: „Was für einen Nutzen könnte denn dieser Stein für Euch haben?“ Ich antwortete: „Ich gehe jetzt in jenes ferne Land, wo die Missionare herkommen, und ich möchte gerne den kleinen Knaben und Mädchen dort zeigen, was zur Schiefertafeln ihr hier habet.“ — Kaum hatte ich ganz ausgeredet, so streckte mir das Kind seine kleine Hand hin und rief: „Da ist er, nimm ihn! Da ist er, nimm ihn!“

Herr Pritchard las nun einen Brief vor, den eine seiner Schülerinnen auf Tahiti an die Schulkinder in Birmingham geschrieben hatte, deren Lehrer Herr Pritchard früher gewesen war, ehe er Missionar wurde. Dieser Brief lautet also:

Tahiti, 16. Januar 1841.

„An die Kinder, die Herr Pritchard vormals unterrichtete.

„Friede sey mit Euch! Euer Lehrer reist nun ab, um Euch „wieder zu sehen. Nehmet ihn freundlich auf. Wir tragen ihm „jetzt auf, Euch zu besuchen; aber unsere Liebe ruht auf ihm, „denn er ist ein Lehrer, der uns sehr wohl ansieht. Er hat uns

„unterrichtet, und daher kommt's, daß wir das gute Wort wissen.
„Wir sind Kinder ohne Weisheit und Erkenntniß. Gebt Euch
„Mühe, seyd fleißig, betet zu Gott für uns, daß eine große Menge
„Kinder in dieser Gegend in die Kirche Christi eingehe, damit diese
„Kirche in einem sehr blühenden Zustand unter uns seyn möge.

„Friede sey mit euch!"

„Mauri."

„Für alle die Knaben und Mädchen."

Hr. Pritchard fuhr nun in seiner Ansprache fort: „Habt ihr, meine lieben jungen Freunde, auf eine Stelle in diesem Briefe gemerkt, wo es heißt: betet für uns zu Gott —? Dort sitzt ein kleiner Knabe, der nie betet; und da ist ein kleines Mädchen, das noch niemals seine Kniee vor dem Throne der Gnade gebeugt hat. Nun diese Kinder, die nie für sich selber beten, werden auch nicht für die Kinder auf Tahiti beten. Denket doch daran, daß alle, die ohne Gebet leben und sterben, vom Himmel werden ausgeschlossen werden. Lasset nicht die armen Heiden am jüngsten Tage aufstehen im Gericht, um euch zu verdammen; sondern gebet eure Herzen dem HErrn an diesem Tage, damit ihr einst bei jener seligen Versammlung so vieler Kinder aus den Südseeinseln, aus Westindien, Afrika und andern heidnischen Ländern auch erscheinen, und mit ihnen das Lied Mosis und des Lammes singen dürfet."

Und nun scheiden wir von dieser Kinderversammlung, welcher ihr gewiß alle gern mit angewohnt hättet, wenn gleich die meisten von euch kaum ein Wort verstanden haben würden. Man hatte für diese Gelegenheit ein kleines Büchlein gedruckt, um jedem Kind beim Hinausgehen damit ein Geschenk zu machen. Aber der Büchlein waren nur 5000, und der Kinder waren viel mehr: so mußte man also noch mehr drucken, um auch den übrigen eins geben zu können. Einer der Redner fragte die Kinder, ob es ihnen recht sei, wenn am nächsten Osterdienstag wieder eine solche Versammlung gehalten werde; und da hieß es von allen Seiten des großen Saals her: ja, ja, ja!

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Die Sklaven in Brasilien.

Da drüben auf der andern Seite sehet ihr eine Sklavenfamilie. Die kleinen schwarzen Knaben auf der Abbildung sind Sklaven. Ihre Eltern wurden aus ihrer Heimath in Afrika hinweg geschleppt. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang treibt der Aufseher sie mit seiner Peitsche an ihre Arbeit, wie eine Heerde Vieh, und Tag für Tag arbeiten sie unter den brennenden Sonnenstrahlen, während beständig die Peitsche über ihrem Rücken schwebt. Sie haben keine Schule, keinen Arbeitslohn, sie können nicht frei werden. Man sagt, die Sklaven werden in Brasilien eher besser behandelt, als in einigen andern Ländern; aber sie sind eben doch Sklaven, und als solche übel genug daran. Als Missionar Williams im Jahre 1816 nach den Südseeinseln reiste, legte das Schiff in Rio Janeiro, dem vornehmsten Haven von Brasilien, an. Er soll euch erzählen, was er dort sah. Viele Jahre sind seitdem vorüber gegangen; aber noch heutzutage könntet ihr die nämlichen Auftritte dort mit ansehen. Er sagt: „Etwa drei Meilen vom Haven kam „ein Boot voll Sklaven an uns vorüber. Am Montag „giengen wir an's Ufer; und fast das Erste, was wir „erblickten, war eine Reihe von acht bis zehn Sklaven, „die an einander gekettet waren. Wir ruderten hinauf „zum Landungsplatz, und da sahen wir noch mehr von „diesen armen Schwarzen, lauter Sklaven. Als wir

„durch die Stadt giengen, waren wir erstaunt über die „Menge der Sklaven, denn wir sahen fast gar keine an„dere Leute. Als wir zum Schiff zurück kehrten, waren „unsere Herzen nicht wenig bewegt von dem, was wir „gesehen. Als wir wieder Gelegenheit hatten, an's Land „zu kommen, machten wir einen Gang über den Skla„venmarkt. Ach es ist über alle Beschreibung erschüt„ternd, diese armen Geschöpfe zu betrachten. Auf offe„nen Plätzen sind sie aufgestellt, wie bei uns in London „die Kartoffeln, und immer ungefähr zwanzig bei ein„ander. Sie saßen auf Bänken, und waren von sehr „verschiedenem Alter, vom zehnten bis zum fünfzigsten „Jahr. Einer dieser Schoppen, an dem wir vorüber „kamen, war voll solcher armen Geschöpfe, die, obgleich „ihre Gesichter tiefen Kummer verriethen, dennoch san„gen und mit Händen und Füßen den Takt schlugen; „sie mußten so thun aus Furcht vor der Peitsche. Wir „sahen Einige mit sehr schweren Eisen um den Leib und „um die Beine, Andere mit einem eisernen Ring um „den Hals, woran auf beiden Seiten eiserne Stacheln, „und hinten eine eiserne Gabel befestigt waren. Als ich „nach Hause kam, mußte ich über das, was ich gesehen „hatte, bitterlich weinen.“

Es ist berechnet worden, daß in den letzten fünfzig Jahren vier Millionen Sklaven aus Afrika nach Brasilien hinüber geschleppt worden sind, und daß 70 bis 100,000 in jedem Jahre dahin gebracht werden.

Auch in vielen andern Theilen der Welt, außer Brasilien, gibt es Sklaven: z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf einigen westindischen Inseln,

in der Barbarei, in Aegypten, Abessynien, in der Türkei, in Persien, Arabien und in vielen heidnischen Ländern. In den meisten Heidenländern sind alle Weiber Sklaven.

Man rechnet, daß 500,000 dieser armen Kreaturen jedes Jahr in Afrika gestohlen werden, daß aber nur ungefähr 200,000 lebendig das Land der Knechtschaft erreichen; die Uebrigen kommen entweder bei der Ueberfahrt um, oder schon vorher, wo sie gefangen genommen werden. Was sie in den abscheulichen Sklavenschiffen auszustehen haben, kann ich euch gar nicht sagen, es ist zu schrecklich; ich glaube, es würde euch in euren Träumen beunruhigen. Aber o erbarmet euch der armen Sklaven, und betet für sie! Das Beste, was man thun kann, um diesem furchtbaren Sklavenhandel ein Ende zu machen, ist: daß man recht viele Missionare nach Afrika schickt. Wenn einmal die afrikanischen Stämme Christen werden, dann werden sie einander nicht mehr an die Sklavenhändler verkaufen.

Wie lieblich ist der Gedanke an die befreiten christlichen Neger auf den englisch-westindischen Inseln! Ein Missionar auf Jamaika, der vor kurzer Zeit in England einen Besuch machte, erzählte, wie Manche von ihnen kleine Stückchen Land angekauft, und sich ihre Hütten darauf gebaut haben, und von den Namen, welche sie diesen ihren kleinen Landsitzen geben, will ich nur folgende anführen: „Ruhebank“; „Ganz zufrieden“; „Viktoriastadt“; „Je länger je lieber“; „Glückswinkel“; „Bischen Eigenthum.“ Eine arme alte Negerin, die schon 70 Jahre alt war, als sie zur Freiheit ge-

langte, nannte ihr Gütchen „Mi no bin thinki“ d. h. „das hätte ich nicht mehr gedacht.“

Die Mission in Neuseeland.

(Fortsetzung).

Im Augustheft, meine lieben Kinder, habe ich euch von dem ersten Landverkauf an die englische Missionsgesellschaft erzählt. Ich habe euch auch gesagt, was für eine sonderbare Bezahlung sie dafür geben mußten, nämlich zwölf Aexte. Es war die erste Niederlassung der Gesellschaft auf Neuseeland: der Kaufvertrag wurde geschlossen am 24. Febr. 1815. Dieß ist also das Datum, mit welchem die Mission in Neuseeland beginnt. Nun will ich euch weiter erzählen.

Ihr werdet euch erinnern, wie freundlich Duaterra gegen Herrn Marsden gewesen war, und wie er es mit dem ersten Sonntag auf Neuseeland angeordnet hatte. Er hatte die Absicht, eine Stadt zu bauen, und in der Mitte derselben eine Kirche; aber da wurde er auf einmal sehr krank. Herr Marsden gieng augenblicklich, ihn zu besuchen; aber man sagte ihm, der Ort sei „tabu“ gemacht, d. h. heilig, oder abgesondert, so daß ihn Niemand besuchen dürfe. Ferner sagte man ihm, Duaterra müsse fünf Tage lang ohne Nahrung gelassen werden. Einen Tag um den andern kam der gute Mann, Herr Marsden, und zuletzt drohte er, das englische Schiff an's Ufer bringen, und die großen Kanonen auf die Stadt abfeuern zu lassen, wenn sie ihm den Zutritt

ferner verwehren würden: da ließen sie ihn endlich hinein. Er fand Duaterra auf dem Rücken liegend, das Gesicht gegen die Sonne gekehrt, die erstaunlich heiß herab brannte; und ob er gleich in starkem Fieber lag und schwer krank war, freute er sich doch sehr, Herrn Marsden zu sehen, der ihm auch alsbald gab, was er für zweckmäßig hielt. Hr. Marsden bekam Erlaubniß, ihn zu besuchen, so oft er wollte, und am folgenden Tage schien es wirklich etwas besser zu seyn; am Tage darauf aber war es wieder schlimmer, und in diesem Zustand befand er sich noch, als Herr Marsden am 24. Febr. 1815 Neuseeland verließ.

Von dieser Zeit an wurde er von Hrn. Kendall und den andern Kolonisten auf's sorgfältigste verpflegt, und zeigte sich für ihre Güte sehr dankbar. Die armen Eingebornen waren so unwissend, daß sie meinten, Alles, was der Kranke einmal berührt habe, sei „tabu." Eines Tages hatte ihm Hr. Kendall in einer Kanne etwas Reisabsud gebracht, und wollte natürlich die Kanne wieder mitnehmen, um sie auf's Neue zu füllen. Dadurch kam Duaterra in große Noth, und sagte: „Sie sind sehr böse über mich, Herr Kendall; es ist sehr unfreundlich von Ihnen; wenn sie die Kanne wieder mitnehmen, so bringt mich Atua heute noch um." Herr Kendall erwiederte, Atua müsse ein sehr grausamer Gott seyn, und verwies ihn dagegen auf die gütige Gesinnung des wahren Gottes, der Seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit Er für die Sünder sterbe. Der arme Duaterra antwortete darauf nichts.

Am Donnerstag, den 2. März sah man, daß er sterben müsse, und da die Eingebornen der Meinung sind, wenn Jemand in einem ihrer Dörfer stärbe, würde ihr Atua sehr bös daüber seyn, und irgend ein schweres Unglück über sie kommen, so wurde Duaterra aus der Stadt oder dem Dorf hinaus gebracht. Er beschäftigte sich noch damit, über seine Hinterlassenschaft zu verfügen, und starb dann am 3. März früh Morgens.

Man sandte diese Nachricht sogleich an seine Verwandten, und bald waren Kangaroo und Schunghi auf dem Platze. Herr Kendall ging mit ihnen den Hügel hinauf. Der Leichnam war in eine sitzende Stellung gebracht, und die Stirne mit einer Krone von Federn umgeben. Das Gesicht war mit einem Stück rothen englischen Tuches zugedeckt. Sein Weib, seine Schwester, und andere weibliche Verwandte standen auf beiden Seiten.

Schunghi trat hinzu, deckte das Gesicht auf, stellte sich dem Leichnam gegenüber, und redete seinen verstorbenen Neffen an, den er ungemein lieb gehabt hatte. Die Eingebornen glauben, drei Tage lang nach dem Tode bleibe die Seele noch bei dem Körper, und während dieser Zeit könne sie die Worte der Hinterbliebenen vernehmen. Thränen strömten über Schunghi's Wangen herab, und indem er innerlich mit seinem Schmerz kämpfte, ergriff er den Verstorbenen von Zeit zu Zeit, als wollte er ihn aus den Armen des Todes heraus reißen.

Duaterra's Weib, Dahoo, wollte sich nicht trösten lassen. An ihrer Geschichte sehen wir einen traurigen

Beweis von der tyrannischen Macht, mit welcher Satan seine Sklaven festhält. Am 4. März, während die Leute immer noch trauerten und sich mit Messern ritzten, bis ihre Körper mit Blut bedeckt waren, erhenkte sie sich nicht weit von dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten. Sie war bei ihren Verwandten recht beliebt gewesen, und von ihnen mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit behandelt worden; aber sie waren an dergleichen Vorfälle so gewohnt, und es kam ihnen so angemessen vor, sie freiwillig sich opfern zu sehen, daß weder ihr Vater noch ihr Bruder auch nur die geringste Betrübniß merken ließen, als sie ihren Leichnam erblickten. Ihr Bruder sagte: „es ist recht so." Nur ihre Mutter vergoß ein Paar Thränen, während sie ihrer Tochter die Füße zusammen legte. Es war in Neuseeland eine ganz gewöhnliche Sitte. Das unglückliche Weib dachte, sie wolle sich auf diese Weise wieder mit ihrem Gatten vereinigen, und noch einmal glücklich mit ihm seyn.

Nun ging es an die Begräbnißfeierlichkeit. Duaterra's und seines Weibes Ueberreste wurden auf ein Gerüste gelegt, das man nicht weit von dem Ort, wo er gestorben war, aufgerichtet hatte. Die Kleider, die sie bei ihrem Tode trugen, und alle die tabuirten Sachen legte man neben sie hin. Schunghi und Andere schloßen das Grab mit Pfosten und Brettern ein, und dann verließen sie es. Er und Alle, die dabei thätig gewesen waren, mußten sich als „tabu" betrachten, und durften, so lange das Tabu nicht von ihnen genommen war, in

kein Haus gehen und kein Nahrungsmittel mit ihren Händen berühren.

Die weiblichen Verwanden des Verstorbenen wurden sodann auf einen benachbarten Hügel geführt, wo sie gegen zwei Monathe zu bleiben hatten, und während dieser Zeit durfte Niemand sie auch nur berühren. Täglich konnte man von der Missionsniederlassung aus ihr Geschrei hören. — So starb Duaterra. Er war für Hrn. Marsden bei der Anlegung des Missionsplatzes eine große Hilfe gewesen.

Der zweite Missionsplatz, Wytanghee, umfaßte fünfzig Morgen Landes, für welche man fünf Aexte bezahlen mußte. Die erste Arbeit, welche die Ansiedler zu Stande brachten, war ein langer Flaggenstock, um die Wiederkehr des Sonntags zu bezeichnen. An jedem Sonntag wurde die Flagge aufgezogen. Hr. Hall hatte den Eingebornen gesagt, an dem Tage, wo die Fahne aufgezogen sey, dürfe man keine Arbeit verrichten, sondern diesen Tag müsse man zu Ehren des Atua nue (des wahren Gottes) feiern. Dieß veranlaßte die Eingebornen, sich darüber mit einander zu besprechen und diesen Tag regelmäßig als Ruhetag zu halten.

An entlegenen Orten waren die Ansiedler, bei der Grausamkeit der Eingebornen, großen Gefahren ausgesetzt. So war es auch in Wytanghee, und die Station mußte deßwegen aufgegeben werden, obgleich die Gegend so schön war, daß man sie den „Garten von Neuseeland“ nannte. Hr. Kendall erzählt in seinem Tagebuch vom Januar 1816: „Ein wunderlicher Hau-
„fen von Eingebornen kam von der andern Seite der

„Bai herüber, und lagerte sich auf dem Dach der Säg=
„mühle. Ich ging hinaus, um sie herunterkommen zu
„heißen; aber alsbald packten sie mich, warfen mich zu
„Boden, und fielen über mich her, indem sie mich mit
„ihren Mordinstrumenten bedrohten. Nur dieselbe all=
„mächtige Kraft, welche den Daniel aus dem Rachen des
„Löwen erlöste, konnte mich aus den Händen dieser
„Wilden befreien. Als meine Gattin mich überfallen
„sah, eilte sie auf mich zu: ein Eingeborner trat ihr
„entgegen, schlug sie mit einer Kriegswaffe in's Gesicht,
„und warf sie nieder. Als ich mich von ihnen losgemacht
„hatte, erblickte ich meine theure Gattin, die stöhnend
„da lag, und deren Gesicht ganz mit Blut überzogen
„war. Einige freundlich gesinnte Eingeborne hörten den
„Lärm und kamen uns zu Hilfe. Wir haben alle Ur=
„sache, Gott zu preisen, daß es meinem Weib nicht gar
„das Leben kostete. Sie raubten uns unsere Betten
„und Kleider aus den Kisten. Sie schleppten meine
„Axt, Einiges von meinem Handwerkszeug, Kochgeschirr
„und Kamingeräthe mit fort, und ebenso meine zwei
„Flinten, die ich so gut hatte brauchen können. Denn
„wenn ich von Zeit zu Zeit Morgens vor dem Frühstück
„ausging, konnte ich so viele Enten und wilde Hühner
„mit nach Hause bringen, daß wir auf zwei Tage mit
„Lebensmitteln versorgt waren."

Eines der ersten Dinge, wofür ein Missionar zu sorgen hat, ist: die Kinder der Eingebornen zum Unterricht um sich her zu versammeln. Herr Kendall verfaßte ein ABC= und Lesebuch zum Unterricht der Eingebornen, und ließ eine Anzahl Exemplare für sie drucken. Sein

Plan war, die Gesellschaft sollte vierzig eingebornen Kindern Nahrung, Kleidung und Unterricht verschaffen. Die Neuseeländer legten auf englisches Handwerksgeräthe und andere englische Waaren einen so großen Werth, daß Hr. Kendall sagte, für 360 fl. englischer Handelswaaren würden hinreichend seyn, um vierzig Schulkindern ein ganzes Jahr lang zu essen zu geben. Im August 1816 wurde die Schule mit 33 Kindern eröffnet; im September waren's 47, im Oktober 51. Daß das Schulhalten im Anfang eine sehr lästige Sache war, könnet ihr aus dem sehen, was Hr. Kendall schreibt: „Während Ein Kind seine Lektion hersagt, spielt ein „anderes mit meinem Fuß, ein drittes nimmt mir den „Hut weg, ein viertes mein Buch, und alle mit der „größten Freundlichkeit. In den ersten vier Monathen „wollten meine kleinen wilden Kinder nichts als Lärm „machen und spielen. Kaum konnten wir die einzelnen „lesen hören vor dem unaufhörlichen Jauchzen und „Singen und Tanzen."

Aber lasset uns die Tage geringer Dinge nicht verachten! Der letzte Brief der Missionsgesellschaft über Neuseeland erzählt uns, daß jetzt 241 Schulen daselbst sind mit 13,736 Schülern! Und das ist in 26 Jahren zu Stande gekommen! Gott allein die Ehre!

Redigirt von Dr. Barth in Calw.
Gedruckt bei J. F. Steinkopf in Stuttgart.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien, mit Abbildungen. 41. Stereotyp-Aufl. Das Ex. 12 kr. Part. von 25 Ex. 3 fl. 45 kr.

Geschichten der Kinder Israel, mit Abbild. (Das Alte Testament der biblischen Geschichten für jüdische Schulen eingerichtet.) Das Ex. 6 kr. — 25 Ex. 2 fl. 5 kr.

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien, mit Abbild. 266 S. in 8. 8. Aufl. Das Ex. 15 kr. Part. v. 25 Ex. 5 fl.

Biblische Geographie für Schulen und Familien. Mit Abbild. und 1 Karte. 5. verb. Aufl. Das Ex. 18 kr., 25 Ex. 6 fl. 15 kr.

Biblische Naturgeschichte für Schulen und Familien, mit Abbild. 4. verb. Aufl. Das Ex. 18 kr., 25 Ex. 6 fl. 15 kr.

Karte des heiligen Landes für Schulen in kl. Fol. Stereotypdruck. Das Ex. 1 kr., 100 Ex. 1 fl. 30 kr.

Karte des gelobten Landes, gezeichnet von H. Groß. kl. Fol. Stahlstich. Das Ex. 9 kr. 25 Ex. 2 fl. 30 kr.

Gebetbüchlein für christliche Schulen. 3. verb. Aufl. Das Ex. 6 kr., 25 Ex. 2 fl.

Erstes Lesebuch für Schulen. Dritte Auflage. Das Ex. 9 kr. — Partieen von 25 Ex. 2 fl. 30 kr.

Das Calwer Rechenbuch. Erstes Bändchen erste Abtheilung: Handbuch für den Lehrer der kleineren Rechenschüler. Das Ex. 24 kr., in Partieen mit Rabatt.

— — Zweite Abtheilung: Rechenbüchlein für die Schüler. Das Ex. 9 kr., in Partieen mit Rabatt.

Christliches Schulgesangbuch mit zweistimmigen Melodieen. Das Ex. 15 kr. — 25 Ex. 5 fl.

Die allgemeine Weltgeschichte nach biblischen Grundsätzen bearbeitet für nachdenksame Leser. 3. verb. Aufl. Das Ex. 21 kr. Auf 12 Ex. eines frei.

Geschichte von Würtemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. Mit 12 Abbildungen. Das Ex. 15 kr. — 25 Ex. 5 fl.

Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. Das Ex. 18 kr. — 25 Ex. 6 fl. 15 kr.

Kinderschriften. Erste Serie. Nr. 1—16.
— — Zweite Serie. Nr. 1—20.
jede Nr. à 1 kr., das Hundert à 1 fl. 15 kr.

Letztere sind auch gesammelt erschienen unter dem Titel:
Kinderblätter, vom Verfasser des armen Heinrich. 144 Seiten in Sedez, mit vielen Bildern. Das Ex. steif brosch. in farb. Umschlag 15 kr., in Partieen mit Rabatt.

Neue Kinderblätter. Nr. 1—6. Preis wie oben.

Biblische Poesieen für Kinder vom Verfasser des „armen Heinrich." Erste Sammlung. 4. Aufl. 96 S. in Sedez mit 48 Bildern. Das Ex. steif brosch. 12 kr. — in Part. mit Rabatt.

Derselben zweite und dritte Sammlung. Desgl.

Kleines Festbüchlein für Kinder mit Abbild. 384 S. in Viertels-Sedez, geb. mit Goldschn. u. Futt. 24 kr., einf. geb. 18 kr.

Hieraus sind einzeln zu haben:

Das JEsuskind. — Die Weisen aus Morgenland. — Die Kinderjahre JEsu. — Das Leiden JEsu. — Die Auferstehung JEsu. — Das Himmelfahrts- und das Pfingstfest, jedes steif brosch. 4 kr., mit Goldschnitt 6 kr.

Das Calwer Missionsblatt. 15ter Jahrg. 1843. Preis 30 kr. Von demselben sind auch noch vollständige Jahrgänge von 1828—42 in gleichem Preise zu haben. Als Beilage hiezu erscheinen von 1842 an

Beleuchtungen der Missionssache, jährl. 12 Nrn. Preis 15 kr.

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Erster bis fünfter Jahrgang 1839—1843. Preis je 48 kr.

Dreiunddreißig Missionslieder. Zum Gebrauch in Missionsstunden. 10. Aufl. 16 S. in 8. geh. Preis 1 kr. 100 Ex. 1 fl. 30 kr.

NB. Alle obigen Preise gelten nur in Calw selbst. Im Buchhandel findet eine verhältnißmäßige Erhöhung Statt.

Ferner in Commission:

Der arme Heinrich, oder die Pilgerhütte am Weißenstein. Eine Erzählung für Christenkinder. Vierte verbesserte Auflage.

Ebenso die weiteren Kinderschriften von demselben Verfasser:

Gotthilf und Erdmann; — der Weihnachtsmorgen oder das Tintenfäßchen; — Setma, das türkische Mädchen; — der alte Buchmann; — das Bild in Deinach; — der Fensterladen; — Liudger und die Glaubensboten; — Johann Schmidgalls Jugendjahre; — Waldmeisterlein; — Thomas Platters merkwürdige Lebensgeschichte; — Das Pergament; — Die Flucht des Camisarden; — Der Negerknabe Cuff; — Mic und Nick. Preis je 15 kr. — in Partieen zu 12 kr.

Die Rabenfeder. Eine Geschichte zum Festgeschenk für Kinder, 12 kr.

Ferner vom gleichen Verfasser:

Die Uhrfeder; — Die Urväter; — Die Reiherfeder; — Die Altväter; — Die Erzväter; — Die C-Feder; — Die Seefeder; Preis je 12 kr.

Kinderschriften vom Verf. des „armen Heinrich" und der „Rabenfeder." Gesammtausgabe mit Umrissen von H. Groß. Vier Bände in gr 8. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Thlr., jeder Band einzeln 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Jerry Creed. Eine Erzählung für die Jugend, broch. 12 kr.

Jugendblätter. Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung. Herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel. In (monatlichen) Heften zu fünf Bogen in 4. auf Velinpapier mit Abbildungen. I—XV. Band, à 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.
